Weber

W. E

<36637684220019

Der Diakonissin- und Pflegerinberuf.

Ein wichtiger Teil der Frauenfrage.

Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen?

Von

Mathilde Weber.

Tübingen.

Preis — 80 ₰

Berlin 1894.

L. Oehmigke's Verlag.

(R. Appelius.)

55 Kommandantenstraße 55.

Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen?

Von

Mathilde Weber,
Tübingen.

Berlin, 1894.
L. Oehmigke's Verlag. (R. Appelius.)
55. Kommandanten-Straße 55.

Ihrer

verehrten Freundin und Gesinnungsgenossin

der unermüdlichen Vorkämpferin für das Wohl der Frauen

Fräulein Auguste Schmid

II. Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

gewidmet

von der Verfasserin.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Abschnitt: **Warum ich den Mut fand, diese Schrift zu schreiben**	7
II. Abschnitt: **Die Hauptursachen des Mangels an Diakonissinnen**	13
a) Allgemeines	13
b) Drei Briefe vom Roten Kreuz	17
c) Die Überbürdung der Krankenpflegerinnen	34
d) Über die Autoritätsstellung der Assistenzärzte den Pflegerinnen gegenüber	42
e) Besoldet oder unbesoldet	47
f) Religiöse Schroffheit	56
III. Abschnitt: **Organisationen und Statuten aus den bestehenden Verbänden**	62
a) Organisationen und Statuten	62
b) Beispiele aus Briefen	81
IV. Abschnitt: **Wünsche für künftige Neugründungen von Diakonissen- und Pflegerinnen-Verbänden**	88
a) 14 Paragraphen mit Wünschen	88
b) Hilfsschwestern und Privatpflegerinnen	92
c) Zukunftswünsche	100
V. Abschnitt: **Aufmunterung**	104
a) Segen der Arbeit	104
b) Gemeindeschwestern	107
c) Notwendige Eigenschaften für die Pflegerinnen	113

I.

Warum ich den Mut fand, diese Schrift zu schreiben.

Es giebt Einrichtungen im Gemeinde- und Staatsleben, deren Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit man oft lange Zeit bespricht, kritisiert und beratet, ohne sich jedoch deren großer Bedeutung klar bewußt zu werden.

Dann, oft plötzlich durch irgend einen Anstoß, wird wie durch einen Zauberschlag diese Sache zu einer brennenden Tagesfrage, und deren Wichtigkeit für das allgemeine Wohl wird nun so vollständig erkannt, daß man sich fortan dringend mit dem Problem ihrer Lösung im öffentlichen Interesse beschäftigt.

Hierzu gehören seit einigen Jahren die Erörterungen über einen der edelsten, aber auch schwersten Frauenberufe, nämlich denjenigen der Diakonissin und Krankenpflegerin. Denn der Mangel an diesen guten Engeln der Kranken und Elenden tritt noch fühlbarer hervor, seit durch die obligatorische Krankenversicherung der Lohnarbeiter viel mehr Kranke in den Krankenhäusern zur Verpflegung kommen.

Auch anerkennen die Ärzte immer mehr die Unentbehrlichkeit einer rationellen, gut geschulten Krankenpflege, um einen günstigen Erfolg ihrer Wirksamkeit am Krankenbette zu erzielen.

Es wiederholt sich deshalb immer dringender der Ruf nach einer größeren Zahl von systematisch geschulten und gebildeten Pflegerinnen.

Welch großen Wert namentlich die Vorstände öffentlicher Krankenhäuser darauf legen, erfährt man aus den Vorträgen und Lehrbüchern berühmter medizinischer Professoren. So schreibt z. B. Prof. Koenig aus Göttingen: Er habe in seiner vieljährigen Thätigkeit als Chef eines Krankenhauses stets als eine seiner ersten Pflichten betrachtet, die Arbeit des Pflegepersonals bei den ihm anvertrauten Kranken zu überwachen.

Diese Aufgabe sei ihm aber erst zur Freude geworden, seit sich wahrhaft gebildete Frauen der Krankenpflege angenommen hätten. Er müsse anerkennend aussprechen, daß die von da an sich bessernden Zustände der Krankenanstalten und das bessere geistige und körperliche Befinden der Kranken gewiß nicht zum kleinsten Teile auch das Verdienst der treuen, selbstlosen und verständigen Arbeit der Pflegerinnen sei.

Es sei unglaublich und hocherfreulich, wie bald sich in einem Krankenhaus auch geistig rohe Menschen der Überlegenheit, welche das Bewußtsein guter Sitte, das Gefühl der Menschenliebe, wie der höheren geistigen Bildung der Schwester verleihen, ohne weiteres fügen, besonders wenn sie es versteht, sich in die Sorgen und Freuden ihrer Pfleglinge hineinzudenken.

Prof. Ziemssen sagt in seinem Kolleg:

„Meine Herren! Halten Sie grundsätzlich daran fest, in allen schweren Fällen Ihrer Praxis sich sofort eine geschulte Pflegerin zu beschaffen und keine Einreden der Angehörigen gelten zu lassen.

Aber die Krankenpflege will ernsthaft gelernt sein. Doch noch mehr als Wissen und Erfahrung ist eine ganze Frau erforderlich, mit einem tapferen Herzen und einem liebevollen Gemüt, denn nur die wahrhaft gebildete Frau ist zur Krankenpflege berufen, nur sie ist imstande, dem Arzt in der Ausübung seines schweren Berufes hilfreich zur Seite zu stehen.

Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, und in ihrem Charakter gestählt, wird ein Mädchen nicht bloß als Pflegerin in und außerhalb der Familie ein nützliches Mitglied der menschlichen

Gesellschaft sein, sondern auch an innerem Werte gewinnen und durch ihr Beispiel nach allen Seiten erzieherisch wirken[1]."

Von den vielen gleich ehrenvollen Urteilen will ich nur noch eines aus dem Lehrbuch von Prof. Virchow anführen; er sagt unter anderm:

„Daß die eigentlich verantwortliche Stellung am Krankenbett der Frau zufalle: das ist es, was nach meiner Auffassung in allen unsern Hospitälern durchgeführt werden sollte — weil in der Hand einer gebildeten, weiblichen Person die Sorge auch für einen Mann viel sicherer ruht als in der eines Mannes.

Die Geschichte und die tägliche Erfahrung zeigt uns, welch großer Aufopferung Frauen fähig sind."

Prof. Buttersak verlangt in seinem Lehrbuch sogar entschieden auch bei den Pflegerinnen medizinische Vorbildung, besonders für die Oberschwestern, und legt den größten Wert auf gebildete, welche dem Kranken viel mehr bieten können und die auch der gleichen Bildungs- und Gesellschaftsklasse angehören wie der Arzt, so daß er das größere Verständnis seiner Anordnungen bei ihnen findet; „denn der beste Arzt kann nicht für die Genesung einstehen, wenn nicht in seiner Abwesenheit eine geschulte, umsichtige Pflegerin für die Patienten sorgt. Deshalb soll sie auch den Kernpunkt der ärztlichen Therapie kennen." —

Bei dieser Hochstellung des Pflegerinnenberufes von seiten vieler bedeutenden Ärzte sollte man einen dauernden Mangel an Diakonissinnen kaum für möglich halten, besonders da auf

---

[1]) Unter anderm habe ich aus weiteren nachfolgenden Büchern mich belehrt. Ziemssen, „Klinische Vorträge über öffentliche Krankenpflege". Buttersak, „Die Frauen in der Heilkunde". „Deutsche Revue" von Richard Fleischer, Septemberheft 1892. „Die berufsmäßige Ausbildung der Krankenpflegerinnen", Abhandlung aus der öffentlichen Medizin II S. 51; empfehlende Bücher über dieses Thema: Niese, „Vorschlag und Plan zu einer Bildungsanstalt für Krankenpflegerinnen", Altona 1871. Friedr. v. Criegern, „Das Rote Kreuz" in Deutschland, 1883. Kathinka v. Rosen, „Schule zur Ausbildung der Pflegerinnen in Wien", 1871.

jedem anderen weiblichen Arbeitsgebiet, namentlich für die Gebildeten, eine immer steigende Überfüllung von Arbeitsangebot herrscht. Z. B. melden sich zu den gewiß nicht beneidenswerten Stellen der Erzieherinnen und Stützen der Hausfrau oft 60—80 Mädchen auf 1 Stelle. So bleibt es den Fernerstehenden ein Rätsel, warum hier allein das Angebot die Nachfrage nie erreicht, und warum von den fast 3 Millionen arbeitsuchenden Mädchen sich nur etwa 10 000 Diakonissinnen, 10 000 weltliche Pflegerinnen und 20 000 barmherzige Schwestern diesem Berufe zugewendet haben.

Immer wieder hört man die für unser Geschlecht vorwurfsvoll klingende Frage: warum wohl fehlt es nur hier auf diesem Arbeitsgebiete der Nächstenliebe an opferwilliger Frauenhilfe?

Es stehen doch so viele gebildete Mädchen, heißt es, müßig am Markt des Lebens und blicken oft sehnsuchtsvoll nach einer ersprießlichen, befriedigenden Arbeit aus. Auch viele, die aus Arbeitslosigkeit dem Hunger und der Verzweiflung nahe sind, wenden sich doch nicht diesem segensvollen Berufe zu.

Was ist der Grund dieser merkwürdigen Thatsache?

Die Furcht vor der Pflegearbeit, wie viele glauben, ist es sicher nicht, das können wir zur Ehre unseres Geschlechtes versichern. Sind denn nicht die größere Hälfte der Frauen geborene Pflegerinnen? — Welcher Aufopferung an Kranken- und Sterbebetten die Mütter, Gattinnen, Schwestern und Töchter fähig sind, dies wissen die Ärzte und Geistlichen am besten; deshalb sind auch sie es, welche stets am eifrigsten werben für eine steigende Zahl von gebildeten Diakonissinnen und Berufs-Pflegerinnen zur Unterstützung ihres Amtes am Krankenbett; — der eine mehr für das Wohl der Seele, der andere für das des Körpers.

Was also sind die dunklen Punkte, die diesen an und für sich den Frauen sympatischen Beruf so sehr erschweren, daß für so viele, die Neigung dafür hätten, doch diese heilige Arbeit der Krankenpflege unvollbringbar wird?

Wir ersehen aus vielen Jahresberichten der Mutterhäuser, daß oft mehr als die Hälfte der Probeschwestern nach 1 bis 2 Jahren, häufig sogar mit Verlust ihrer Kaution von 100 bis 300 Mark, wieder zurücktreten, ehe sie sich als Schwester einsegnen lassen und für 4—6 Jahre binden müssen.

Von anderer Seite wird ausgerechnet, daß in manchen Kaiserswerther Verbänden oft kaum 20—30 pCt. der Probeschwestern dem Berufe erhalten bleiben können.

„Warum spricht man nicht über diese Gründe?" schreibt in der „Christlichen Welt" Frl. Malo, die Schwester einer aus Überbürdung arbeitsunfähig gewordenen Diakonissin.

„Die Veröffentlichung betrübender Wahrheiten kann dem Pflegerinnenberufe nur zum Segen werden; Schäden kann man nur heilen, wenn man sie kennt."

Manche Leser werden fragen, warum gerade ich es versuche, diese Fragen in den nachfolgenden Blättern zu beantworten, zu beleuchten und zu prüfen; warum ich das nicht berufeneren Federn überlasse. Diese Kühnheit findet ihre Entschuldigung darin, daß den Frauenvereinen so oft der Vorwurf gemacht wird, als ob sie bei ihrem Bestreben, weitere und ersprießlichere Arbeitsgebiete für das weibliche Geschlecht zu suchen, nicht genug die Töchter der höheren Stände zu diesem Beruf ermunterten.

Als Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins fühlte auch ich mich durch diesen Vorwurf getroffen. Das veranlaßte mich, vor einigen Monaten meine eingesammelten Berichte über die Ursachen des Mangels an Diakonissinnen und Pflegerinnen zu veröffentlichen. Ich suchte auch dort zu erklären, daß diese Ursachen zugleich die Gründe sind, warum wir vorerst, ehe diese bedeutsamen Erschwerungen sich vermindern, nicht mit rechter Herzensfreudigkeit unsern Töchtern und jungen Freundinnen diesen schönen Beruf empfehlen können.

Diesem Aufsatz öffneten verschiedene deutsche Zeitungen ihre

Spalten, und ich wurde vielfach gebeten, dieses Thema als einen hochwichtigen Teil der Frauenfrage in einer besonderen Schrift eingehender zu besprechen.

Diese Forderungen gingen mir immer dringender zu, so daß mich allmählich eine Art moralischer Zwang endlich den Mut zu dieser Arbeit finden ließ.

Es wurde mir zu derselben aus der Mitte der Beteiligten reichliches Material aus allen deutschen Landesteilen zugesendet.

Aus meiner großen Verehrung für diese Leistungen aufopferndster Nächstenliebe entsprang der heiße Wunsch, es möchte sich das größere öffentliche Interesse stärker diesem segensvollen weiblichen Arbeitsgebiet zuwenden. Der Mangel an Pflegerinnen für die steigenden Bedürfnisse wird immer fühlbarer und hat die traurige Folge, daß diejenigen Frauen und Mädchen, welche aus frommer Begeisterung und Arbeitsdrang darin ausharren, immer mehr überbürdet werden. Trotzdem müssen leider viele Kranke ohne die große Wohlthat einer geschulten Krankenpflege bleiben.

Die verschiedenen Erwägungen, wodurch es möglich werden könnte, eine weitere größere Anzahl Diakonissinnen und weltliche Pflegerinnen zu gewinnen, gaben die Veranlassung zu einer Zusammenstellung der aus den erhaltenen Berichten hervorgehenden Wünsche und Klagen im nächsten II. Abschnitt.

Dieselben, obwohl aus den verschiedensten Gegenden stammend, lassen eine merkwürdige Übereinstimmung erkennen. Überall besteht nämlich eine gewisse Furcht, diesen Beruf zu ergreifen.

Im darauffolgenden III. Abschnitt versuche ich einige Organisationen und Statuten der bestehenden Verbände zu schildern; um dann im IV. daran die Wünsche für Neugründungen zu knüpfen, durch deren Erfüllung manches Vorurteil und manche berechtigte Angst beseitigt werden dürfte.

Zum Schluß möchte ich im V. Abschnitt begründen, warum wir doch jetzt schon mit einer Aufmunterung beginnen wollen.

II.

Die Hauptursachen des Mangels an Diakonissinnen.

a. Allgemeines.

Die rückhaltslose Besprechung dieser Frage wird mir viele Gegner und Feinde bringen. Aber wer, der aus heiligster Überzeugung Altbestehendes zu besprechen wagt, oder gar Vorschläge zu Änderungen oder Neugründungen macht, muß nicht dafür dulden?

Auch die besten Einrichtungen, die aus dem Zeitgeist vergangener Tage hervorgegangen sind, unterliegen dem Schicksal alles Vergänglichen, besonders in unserer schnelllebenden Zeit.

Ein anderes Geschlecht entsteht mit anderen Anschauungen und Ansprüchen und wird kritisch gegen die Schattenseiten mancher seither für tadellos und mustergiltig gehaltenen Einrichtungen.

Diesem Schicksal verfielen die Klöster. Und eine noch etwas klösterliche Organisation bei manchen der so hochgeschätzten Diakonissenverbänden ist es, was die weibliche Jugend unserer freierer gewordenen Zeit neben andern Bedenken vielfach abschreckt, das Pflegerinnen-Amt mit allen seinen Konsequenzen auf sich zu nehmen.

Oftmals ist es eine fast mittelalterliche religiöse Schroffheit, die ohne Zusammenhang mit der eigentlichen Krankenpflege den Schwestern nur um der Selbstkasteiung willen peinliche Erschwerungen in einzelnen Mutterhäusern auferlegt.

Dazu kommt noch die gesundheitsgefährliche Überanstrengung

des Berufes selbst, die, wie schon gesagt, aus der für die heutigen Bedürfnisse ungenügenden Zahl der Diakonissinnen hervorgeht, dann das, die feineren Naturen oft verletzende Benehmen einzelner jungen Ärzte und die für die gebildeten Schwestern untergeordnete soziale Stellung.

Es ist im allgemeinen sehr schwer, einen Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen, denn in vielen Mutterhäusern wird, wie die gedruckten Statuten erweisen, den Schwestern das Versprechen abgenommen, nie etwas über den Verband auszusagen.

Das ist der Grund, warum Fernerstehende nur das Gute und Treffliche kennen lernen, das den Kranken und Unglücklichen aus diesen großartigen Asylen der Nächstenliebe erwächst. Aber sie sehen nicht die Lasten, unter welchen die darin Wirkenden zuweilen leiden und erliegen.

Nur wenn man aus ernstlichem Interesse der Sache näher tritt, kann man mitunter von betrübten Müttern, die den Verlust der Gesundheit oder den Tod einer diesem schweren Beruf erliegenden Tochter beklagen, oder durch längst aus Familienpflichten oder infolge von Verheiratung oder Kränklichkeit ausgetretenen Schwestern einiges erfahren. Dieselben teilen mit uns die große Verehrung und Hochschätzung für diese Anstalten, und eben deshalb wünschen sie mit uns, es möchten bei Neugründungen diese Schatten vermieden werden, um ein freudiges Mitarbeiten Tausender weiteren neuen Schwestern zu ermöglichen.

Manche Leser werden erstaunt sein über einzelne der Klagen und werden nicht an die Berechtigung derselben glauben wollen, wie jener Pastor, der nach meinem ersten Aufsatz darüber im „Hannoverschen Courier" schrieb: „Er höre und sehe in seiner Umgebung nichts von all diesen Klagen." Das ist sehr wohl möglich, da jedem einzelnen Verband häufig ein gewisser Spielraum für seine Leitung, wie seine Statuten überlassen bleibt und das Clementinenschwesterhaus in Hannover zu den mildesten Organisationen gehört.

Denn wenn auch stets ein Komitee als oberste Behörde an

der Spitze eines Verbandes steht, so überläßt dasselbe doch die innere direkte Leitung der Oberin oder dem geistlichen Vorstande.

Diese souveränen Selbstherrscher drücken den Stempel ihrer Persönlichkeit der ganzen speziellen Organisation des Mutterhauses auf, daher die große Verschiedenheit der einzelnen Verbände. Das hat ja seine großen Lichtseiten, wenn nicht die Gefahren jedes absoluten Regimentes: Willkür, Parteilichkeit, Einseitigkeit und Despotismus sich einschleichen und den Untergebenen ein frohes, fröhliches Schaffen erschweren.

Die nachfolgenden Berichte betreffen deshalb stets nur einzelne Einrichtungen mancher Mutterhäuser, niemals die Gesamtheit.

Ich kann mir nicht versagen, diese allgemeine Einleitung zu schließen mit einem Auszug aus einem trefflichen Aufsatz der Freiin v. Bülow im Roten Kreuz Nr. 9, 1892, betitelt: „Wie ist dem Mangel an Krankenpflegerinnen abzuhelfen?"

„.... Die geistlichen Leiter der Diakonissenanstalten suchen die Wurzel des Übels in dem zu weltlichen Sinn unserer jungen Mädchen. Sie beeifern sich, nach dieser Richtung hin, den Jungfrauen ins Gewissen zu reden, aber was sie damit erreichen, ist ein Tropfen auf einen heißen Stein. Denn die Menschheit müßte eine andere sein, als sie ist, wenn die vereinzelten Beispiele opferfreudiger, gottentflammter Hingabe je zur Regel werden könnten.

Warum läßt es der Staat bei der Rekrutierung seines Kriegsheeres nicht auf freiwillig sich Meldende ankommen? Weil aus Vaterlandsbegeisterten, die aus eigener Wahl sich selbst zum Opfer bringen, nie und nimmer ein Heer zustande kommen würde. Und doch läßt man es bei dem ebenso notwendigen und noch weit weniger verlockenden Krankendienst ganz auf freiwillige Opferung ankommen.

Es giebt zwei Möglichkeiten, die einzelnen zu veranlassen, ihr Wohl und ihre persönliche Freiheit dem Gemeinwohl zu opfern: entweder man zwingt sie, wie dies beim Heerdienst der

Fall ist, oder man erkauft sich ihre Bereitwilligkeit, indem man ihnen einleuchtende Vorteile als Entgelt zusichert. Beide Wege hat man, was die Heranziehung der Frauen zum Krankendienst anbetrifft, bis jetzt entweder gar nicht, oder nur in verschwindender, durchaus unzureichender Weise benützt.

Es ist thatsächlich kaum zu glauben, wie wenig für die materielle Lage unserer überangestrengten, sich aufreibenden Krankenpflegerinnen geschieht. Ich habe eine Diakonissin kennen gelernt, die, mit ganzer Seele in ihrem Berufe lebend, ihn aufgeben mußte, weil es notwendig wurde, daß sie etwas für den Unterhalt ihrer alten Mutter verdiente, was ihr als Diakonissin schlechterdings unmöglich war. Ich habe eine Oberin in der letzten Krankheit pflegen dürfen, die fünfunddreißig Jahre hindurch dem von ihr begründeten Diakonissenhaus zu Smyrna mit bewundernswerter Thatkraft und Treue vorgestanden hat, dann aber, als ihre Kraft aufgebraucht war, verabschiedet und mit einer so kläglichen Pension abgefertigt wurde, daß die vielgepriesene, mit Orden und Auszeichnungen überschüttete, würdige Dame auf Unterstützungen persönlicher Freunde angewiesen war.

Nicht besser geht es den außerhalb der religiösen Orden arbeitenden Damen. Während sie wahre Wunder leisten an Geduld, Selbstüberwindung, Unermüdlichkeit, während sie die ekelhaftesten Arbeiten und die niedrigsten Magddienste verrichten, während sie Frische, Gesundheit und Kraft preisgeben, erhalten z. B. die von der Stadt Berlin angestellten Viktoriaschwestern einen Monatsgehalt, der mit zehn Mark anfängt und im besten und äußersten Fall nach langjähriger Thätigkeit bis auf fünfzig Mark steigt.

Der Staat lohnt andere Ämter nach ihrer Wichtigkeit, nach ihrer Verantwortlichkeit und nach dem, wie sie die Kraft aufbrauchen. Es giebt aber kaum einen Beruf, der verantwortlicher, unentbehrlicher und aufreibender ist, als der der Krankenpflege, und kaum einen anderen, der kläglicher gelohnt wird. Ehe diesem schreienden Mißverhältnis nicht ein Ende gemacht wird,

kann man nicht hoffen, dem Mangel an Krankenpflegerinnen abzuhelfen.

Hier wäre es an den Stadtverwaltungen, mit gutem Beispiel voranzugehen. Man nehme den Bürgern eine Krankensteuer ab und sichere den in der Krankenpflege sich geistig und körperlich rasch aufreibenden Frauen wenigstens eine Pension, die mit ihren Leistungen und mit der Dauer ihrer Dienstzeit im richtigen Verhältnis steht.

Gerade die Großstadt bedarf einer stets wachsenden Anzahl von Krankenpflegerinnen, und die stets zunehmende Zahl auf sich selbst gestellter, gebildeter Großstädterinnen bedarf materieller Versorgung. Man vereinige jenes mit diesem, und beiden Teilen wird geholfen werden."

b. Drei Briefe vom „Roten Kreuz".

Aus der Mitte des Roten Kreuzes sind mir auf meine Anfrage nach den Ursachen des Mangels an Pflegerinnen die nachstehenden interessanten Briefe zugegangen, deren Inhalt mit Erlaubnis der Schreiberinnen hier auszüglich wiedergegeben sein mag.

Der nachfolgende hat eine langjährige Oberin in Norddeutschland zur Verfasserin; der zweite ist von der Mutter dreier Pflegerinnen und der dritte von einer gebildeten Pflegerin.

Erster Brief.

Verehrte Frau!

„Meiner Ansicht nach erwählen sich schon deshalb wenige Mädchen oder alleinstehende Frauen diesen Beruf, weil die meisten Menschen es vorziehen, mit Gesunden ihr Leben zuzubringen. Deshalb wird es immer nur eine kleine Anzahl geben, die aus wirklicher Neigung sich der Pflege der Kranken widmet; größer

ist die Zahl derjenigen, die es um Gottes willen thun und der Entsagungen und des schweren Dienstes nicht achten, da sie den Glauben haben, daß ihr Lohn im Himmel um so größer sein wird, je größer das um Gottes willen erlittene irdische Ungemach ist.

Unter den Ungebildeten giebt es noch ein anderes Motiv für den Eintritt ins Diakonissenhaus. Aus armen Verhältnissen hervorgehend, verbessern sie ihre Lage und steigen in der gesellschaftlichen Stellung empor, die Gebildeten aber steigen herunter. Unter diesen letztern Mädchen ist es daher mehr der Wunsch für dauernde Versorgung, der sie ins Diakonissenhaus führt, das den Schwestern des Lebens Notdurft und Nahrung gewährt, aber nichts weiter. Als Ausgleich für diesen kärglichen Lohn und für geleistete Arbeit bietet er eine kärgliche Versorgung im Alter.

Die Vereine für freiwillige Krankenpflege zahlen ihren Schwestern Gehalt für ihre Dienste, und es wäre daher unbillig zu verlangen, daß sie in gleicher Weise wie die Diakonissenhäuser für sie im Alter sorgen sollten; jedoch sollte auch von diesen Vereinen noch mehr für die Altersversorgung der Schwestern geschehen.

Wie verlautet geht das Viktoriahaus mit dem Plane um, mit den Schwestern, welche in fünfjähriger Dienstzeit sich in Charakter und Leistungen bewährt haben, einen Vertrag zu schließen, der ihnen 1 bis 2jährige Kündigungsfrist auferlegt und ihnen dafür nach 20jähriger Dienstzeit freie Wohnung und Beköstigung im Mutterhause gewährt. Durch die bereits bestehende Rentenversicherung haben sie ein sicheres Taschengeld für sonstige Ausgaben und können bei 500 Mk. Jahresgehalt auch noch einige Ersparnisse gemacht haben.*)

---

*) Gute Bezahlung und Eintritt in eine Rentenversicherung wäre ohne Zweifel das Beste. Damit würde von den Diakonissinnen jener Zwang genommen, sich wegen einer Pension auf Dezennien binden zu müssen.

So geborgen die Schwestern unter solchen Umständen im Mutterhause sein würden, so bin ich überzeugt, daß nur verhältnismäßig wenige Gebrauch von den gebotenen Vorteilen machen werden. Es wird für manche unmöglich, 20 und mehr Jahre Kranke zu pflegen oder unter denselben einförmigen schweren Verhältnissen zu arbeiten und ihren Lebensabend im selben Hause zu beschließen.

Immerhin müßten aber für diejenigen Schwestern, welche ausharren, in allen Vereinen bessere Einrichtungen für Altersversorgungen getroffen werden.

Die Schäden, die Sie in Ihrem früheren Aufsatz erwähnten und die thatsächlich vorhanden sind, sollten abgeschafft werden, um mehr Mut und Lust für diesen Beruf zu erwecken. Die Krankenpflege ist an sich so schwer, daß man die äußeren Bedingungen so günstig wie möglich gestalten sollte. — Dazu gehören vor allem auch gute, behagliche Schlaf- und Wohnräume für die dienstfreie Zeit, an denen es fast überall fehlt.

Es würden sich dann sicher mehr tüchtige Mädchen und Frauen für die Krankenpflege finden, wenn ihr Wunsch, sich im Leben nützlich zu machen, nur das Schwere der Krankenpflege an sich zu überwinden hätte und nicht auch widrige äußere Verhältnisse. Wenn Sie, hochgeehrte Frau, durch Ihre Schrift dazu beitragen könnten, für die Krankenpflegerinnen bessere Besoldung, eine Behandlung vom Arzt, wie ein gebildetes Mädchen sie verlangen muß, kürzere Dienststunden und bestimmte größere Erholungszeit, kräftiges Essen und gute Wohnung und Aussicht auf ein sorgenfreies Alter zu schaffen, so werden Sie sich nicht nur den Dank meiner Berufsgenossinnen verdienen, sondern auch all' derjenigen, welche zu beurteilen vermögen, von welcher Wichtigkeit und von welchem Segen eine gute Pflegerin am Krankenbette ist . . . . u. s. w."

Mit Gruß

Ihre . . . . .

Zweiter Brief.

Gnädige Frau!

„In keinem Hause ist wohl Ihr zeitgemäßer Aufsatz in den ‚Neuen Bahnen‘ über die „Ursache des Mangels an Diakonissinnen“ besser gewürdigt worden, als in dem unsrigen, das 3 Töchter für den schweren Beruf der Krankenpflege gestellt hat. Infolge der unerhörten Anforderungen, die an eine Krankenschwester gestellt werden, ist meine älteste Tochter Luise derartig erschöpft und nervös ins elterliche Haus zurückgekehrt, daß sie auf ärztliche Verordnung fast 6 Wochen im Bett liegen mußte, um sich gründlich auszuruhen.

Die grausame Gepflogenheit des Krankenhauses in N. N., wo meine zweite Tochter ausgebildet wurde, den Schwestern nach gehabter Nachtwache kein Schlafen zu gestatten, sondern zwölf Stunden Tagesdienst von ihnen zu verlangen, hat besonders dazu beigetragen, ihre sonst gute Gesundheit so zu erschüttern, daß sie nach $1\frac{1}{2}$ jähriger Thätigkeit den Beruf einer Krankenschwester ganz aufgeben muß.

Ein Übelstand, der vielen deutschen Krankenhäusern gemeinsam zu sein scheint im Gegensatze zu den englischen, ist die ungenügende Zahl der nachtwachenden Pflegerinnen. Eine Schwester hat häufig während der Nacht 60—80 Kranke zu versorgen, die in mehreren Stockwerken oder einzelnstehenden Pavillons liegen. Sind unter diesen nur 4, die Eisblasen oder Umschläge erhalten müssen, so ist die Pflegerin dadurch vollauf in Anspruch genommen und nicht imstande, dem Klingeln der andern Kranken Folge zu leisten.

Es ist unfaßlich, daß dieser schwere und verantwortungsvolle Dienst auch solchen zugemutet wird, die kaum eine vierwöchentliche Lehrzeit hinter sich haben und alle Krankheitssymptome noch garnicht kennen können. Als ein Typhuskranker

während der Nachtwache Erscheinungen zeigte, die meiner neu eingetretenen Tochter bedenklich schienen, zog sie in ihrer Angst die Glocke, um den im Hause schlafenden Anstaltsarzt herbei zu rufen, der ihr dann nach Besichtigung des Patienten die schwersten Vorwürfe machte, daß sie sich ‚durch solche Lappalien habe ins Bockshorn jagen lassen‘. — Da der Patient am andern Morgen starb, konnte meine Tochter nicht die Überzeugung gewinnen, daß ihre Besorgnis eine ungerechtfertigte gewesen war.

Die ungeheure Verantwortung während der Nachtwachen und das Bewußtsein, beim redlichsten Willen das Geforderte nicht leisten zu können, ist die Hauptursache der häufigen Nervenzerrüttung bei den Schwestern, die so oft Morphiumsucht im Gefolge hat. In einigen Krankenhäusern besteht dann, wie schon erwähnt, die grausame Regel, den Schwestern nach der Nachtwache keinen Tagesschlaf zu gestatten; sie müssen bis 8 Uhr Abends ihren gewöhnlichen Dienst thun und dürfen dann erst zu Bette gehen. Die Übermüdung hindert sie Ruhe zu finden, und Schlaflosigkeit nistet sich als Leiden für das ganze Leben ein. Kein Wunder, daß bei solchen Strapazen die Durchschnittssterblichkeit der Schwestern bedeutend größer ist als die der Ärzte. Über das Benehmen der jüngeren Herren Doktoren läßt sich leider in manchen Fällen nicht viel Erfreuliches berichten; sie vergessen sehr gerne, daß sie es mit gebildeten Mädchen zu thun haben, und entschädigen sich zuweilen für einen selbst wohlverdienten Tadel des Chefs durch einen „Unteroffizierston“.

Es versteht sich ja von selbst, daß im Geschäftsverkehr zwischen Arzt und Schwester nicht die Formen des Salons immer aufrecht erhalten werden können. Jede vernünftige Schwester wird darauf vorbereitet sein, mit dem Eintritt in den Pflegerinnenberuf vieles von ihren Lebensgewohnheiten und Ansprüchen aufgeben zu müssen, aber sie hat wenigstens das Recht, von den Ärzten ein Betragen zu fordern, wie es zwischen einem V o r g e s e t z t e n und einem dienstlich Untergebenen, d e r a u f g l e i c h e r B i l d u n g s - und G e s e l l s c h a f t s s t u f e steht, üblich

ist, und das himmelweit verschieden ist, von dem eines Feldwebels gegen einen Soldaten.

Eins aber steht für mich unfraglich fest: Die Ärzte legen zwar Wert darauf, mit gebildeten Pflegerinnen zu arbeiten, aber viele der jüngern durchaus keinen, sich diesen gegenüber wie gesellschaftlich Gleichgestellten und nur dienstlich Untergeordneten zu betragen.

Kein General würde seinen Adjutanten so brutal anfahren, wie viele der jungen Ärzte es in Krankenhäusern selbst den älteren und gebildeten Schwestern gegenüber thun.

Unterordnung ist ja selbstverständlich notwendig, aber ein derartig blinder schweigender Gehorsam, wie er auch bei irrtümlichen Anordnungen der jungen Ärzte von den erfahrenen älteren Schwestern verlangt wird, ist unwürdig unter Gebildeten. Vielleicht, wenn die Gebildeten überall die Mehrzahl bilden, wird es besser.

Eine englische Schwester erzielte schnell ein höflicheres Auftreten eines rücksichtslosen jungen Spitalarztes. Sie sagte würdig und ruhig: ‚Ich habe seither geglaubt, jeder Arzt sei auch ein Gentleman.‘

. . . .

Meine 3. Tochter hatte sich durch sehr günstig lautende Statuten bestimmen lassen in L. einzutreten; kurz vor Ablauf der 14tägigen Probezeit erfuhr sie ganz zufällig, daß sie sich bei der Aufnahme dem Hause auf 6 Jahre kontraktlich verpflichten müsse, was die Oberin ihr auf ihre Anfrage bestätigte. Da meine Tochter nicht verfehlte, ihre Meinung über dies Verfahren auszusprechen, welches ahnungslose Mädchen erst durch günstige Bedingungen anlockt, um ihnen dann die Schlinge um den Hals zu werfen, so gab es eine erregte Scene, und meine Tochter mußte am nächsten Morgen das Haus verlassen. Wie manches Mädchen ist aber garnicht in der Lage, gleich abreisen zu können, entweder weil sie das Reisegeld nicht bereit hat, oder weil sie nach solchem verunglückten Versuch zur Selb-

ständigkeit nicht wieder in ihre Familie zurückkehren mag. Lieber fügt sie sich in die schwere Bedingung 6 jährigen Gebundenseins und geht aus Mangel an Kraft oft langsam zu Grunde.

. . . ."

Dritter Brief.

Hochgeehrte gnädige Frau!

„Es gereicht mir zur besonderen Freude, mein Scherflein zu dem nötigen Material beitragen zu können, denn ich bin der Überzeugung, daß es not thut, die Augen der Öffentlichkeit auf das in Frage stehende Gebiet zu lenken.

Zuerst mache ich Sie darauf aufmerksam, gnädige Frau, daß bei Besprechung der Schwesternfrage zwei wesentlich verschiedene Institutionen in Betracht kommen, nämlich einerseits die Diakonissenverbände, andrerseits die Vereine vom Roten Kreuz.

Erstere Verbindung — in welcher ein tieferer Einblick mir natürlich fehlt — hat einen vorherrschend religiösen Charakter und entspricht etwa dem Orden der „Barmherzigen Schwestern" auf katholischer Seite. Jedes unbescholtene, gesunde Mädchen evangelischer Konfession kann Diakonissin werden, auf welcher Bildungsstufe sie auch stehen mag, die Tochter eines Generals so gut wie ein Handwerkerkind. In der Regel muß die neu eintretende Diakonissin einen monatlichen Zuschuß von mindestens acht Mark für die Dauer der Probe- und Lehrzeit nachweisen können. Nach Ablauf dieser Zeit erhält sie ein kleines Taschengeld, mit dem sie bei einiger Sparsamkeit ihre Bedürfnisse befriedigen kann, da der Verein ihre Oberkleidung und Wäsche liefert. Falls ein Mädchen bis zur Arbeitsunfähigkeit Schwester bleibt, erhält sie im Mutterhause freie Verpflegung. Tritt sie aber aus, so hat sie keinerlei Anspruch auf Pension 2c.

Das Arbeitsfeld der Diakonissinnen ist viel weiter und umfassender als das der Schwestern vom Roten Kreuz. Sie

werden in Kleinkinderschulen und sogenannten Krippen beschäftigt und versehen außer dem eigentlichen Krankendienst die Armen-, Siechen- und Irrenpflege.

Da die Institution viel älter ist, als die weltlichen, d. h. nicht konfessionellen Schwesternvereine, so ist der Mangel an Pflegekräften hier weniger fühlbar. Der Dienst der Diakonissinnen soll in der Regel weniger anstrengend sein als der der Schwestern vom Roten Kreuz. Daß erstere treuer zu ihrem Orden halten und weit schwerer ihre Tracht ablegen, wie die letzteren, liegt wohl zum Teil in dem bindenden Einfluß einer gemeinsamen religiösen Überzeugung.

Im allgemeinen gilt die theoretische Ausbildung der Diakonissinnen für weniger gründlich als die der weltlichen Vereine. Ob mit Recht, kann ich nicht entscheiden. Thatsächlich hörte ich von einigen Ärzten, daß sie es vorziehen, mit Diakonissinnen zu arbeiten, da dieselben anspruchsloser seien, als die Schwestern vom Roten Kreuz. Daß sich erstere im allgemeinen größerer Achtung und Beliebtheit erfreuen, danken sie wohl dem religiösen Geiste ihrer Vereinigung und der größeren Weltabgeschiedenheit, in der sie leben.

Nun komme ich zur Besprechung der Schwesterngenossenschaft vom Roten Kreuz. Für die Beantwortung der Fragen, die Gehalts- und Pensionsverhältnisse betreffen, rate ich Ihnen, gnädige Frau, sich an die einzelnen Vereine selbst, nach Berlin, Hannover, Hamburg, Bremen, Dresden u. s. w. zu wenden und um Zusendung der Statuten zu ersuchen. Dies dürfte allerdings ziemlich mühsam sein, ist aber unumgänglich, wenn man sich ein Urteil bilden will.

Ein Blick in die beigelegten Statuten unseres Vereins, sowie eine vergleichende Übersicht über die Ihnen von den verschiedenen Vorständen bereitwilligst mitgeteilten Bedingungen wird Ihnen zeigen, daß die dienstlichen und gehaltlichen Verhältnisse durchaus billig sind. Die in den Statuten niedergelegten Grundsätze zeugen von einer humanen Gesinnung. Das

ethische Prinzip dieses Vereins tritt in den Vordergrund ohne jede konfessionelle Färbung — es vereinigt sich durchaus mit den Ideen dieser Institution, die Gehaltsverhältnisse und Lebensbedingungen ihrer Pflegekräfte so günstig zu gestalten, als es die Ökonomie des Ganzen erlaubt. An Stelle einer unzeitgemäßen Askese tritt das Bestreben, den Krankenpflegerinnen durch menschenwürdige Daseinsbedingungen ihren ernsten Beruf zu erleichtern.

Soweit das Papier. — Im folgenden will ich versuchen, wenigstens einige der Gründe anzugeben, welche in meinen Augen Schuld tragen an dem Widerspruch, in dem die gedruckten Grundsätze und die thatsächliche Handhabung derselben stehen. Daß eine Reform auf diesem Gebiete auch einige Paragraphen umstoßen, neue einschalten müßte, ist mir ganz klar — der Hauptschaden steckt aber tiefer, und bessere Verhältnisse können den Schwestern nicht vom grünen Tisch aus geschaffen werden.

Sehen Sie sich zuerst die Mädchen und Frauen an, die, aus den verschiedensten Kreisen hervorgehend, sich dem Roten Kreuz widmen. In welchem Maße entsprechen sie den Ansprüchen, die der Beruf an sie stellt?

Ich spreche hier nur von den Damen, die dem gebildeten Mittelstande angehören, aus dem der weitaus größte Teil der Schwestern sich rekrutiert. In meinen Augen ist es ein großer Mißstand, daß einige „Rote Kreuz-Vereine“ auch Mädchen aus dem Volke, die gar keinen Anspruch auf irgend welche Bildung machen können, aufnehmen. Dies steht *nicht* im Einklang mit den Zwecken des Vereins. Derselbe will den Ärzten eine *gebildete*, *geschulte* Gehilfin, dem Kranken eine *gebildete* Pflegerin zur Hand geben — schließlich auch den Mädchen aus „guten Familien“, denen kaum ein Arbeitsfeld offen steht, einen passenden Wirkungskreis bieten. Ungebildete Mädchen mögen als Lohnwärterinnen einem etwaigen inneren Berufe zur Krankenpflege nachkommen — sind sie religiös, so stehen ihnen die konfessionellen Vereinigungen offen — in die

Vereine vom Roten Kreuz gehören sie nicht. In einer Association, in der jedes Glied das Ganze repräsentiert, jede einzelne die Verantwortlichkeit für ihren Stand mit der gemeinsamen Tracht übernimmt, muß eine gewisse Gleichmäßigkeit der Bildung angestrebt werden, da die Übereinstimmung der religiösen Überzeugung wegfällt. Notwendigerweise berechnet jeder den Wert des Vereins im großen und ganzen nach den Schwestern, die der Zufall ihm nahe treten läßt. Sind dies Mädchen, deren Geistes- und Herzensbildung die einer Wärterin nicht übertrifft und denen selbstverständlich in entsprechender Weise begegnet wird, so sieht man sich jeder andern Schwester gegenüber zu gleicher Behandlung berechtigt. Das Benehmen der Ärzte, auf das ich später zurückkommen werde, findet in diesem Mißverhältnisse zum Teil seine Rechtfertigung.

Der Verein sei exklusiver, so wird ihn die einzelne besser vertreten; die in ein Privathaus gesandte Schwester wird von Anfang an als Dame behandelt werden, und hat nicht nötig, sich ostentativ als solche auszuweisen, was ihr gar oft den Vorwurf des Hochmutes einträgt. —

Aber auch die Mädchen der guten Gesellschaft läßt die heutige Erziehung meist ohne Kenntnisse des wirklichen Lebens, mit einer verächtlichen Scheu vor dem Natürlichen, mit gering entwickelten Fähigkeiten, aber hohen Ansprüchen in die Welt hinaustreten. Frappiert hat mich oft die geringe Summe wirklichen Wissens, solider Kenntnisse, über die eine große Zahl der als Schwestern Eintretenden verfügen. Es scheint mir fast, als habe ein deutsches Mädchen bis zu seinem 24. Jahre nahezu alles Gelernte vergessen. Ein Teil aller Eintretenden fallen schon nach den ersten Wochen ab, weil es ihnen nicht gelingt, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Hätte eine gründliche, umfassendere Bildung ihnen eine größere Anpassungsfähigkeit verliehen, so würden sie gewiß oft nach glücklich überstandenem Übergange tüchtige Mitarbeiterinnen an dem Werke werden, das noch vieler Hände bedarf.

Daß der Beruf vielen Enttäuschungen bringt, liegt zu sehr in der Natur der Sache, um einer näheren Erklärung zu bedürfen. Man vergegenwärtige sich nur die verschiedenartigen Gründe, die zur Wahl dieser Thätigkeit führen. Wie gering ist die Zahl derjenigen, die aus sogenanntem innerem Drange Schwester werden? Oft erfüllt sie wohl eine abstrakte, ideale Menschenliebe, die aber nur das Gute und Schöne im Menschen liebt und von seiner kläglichen, poesielosen Hilflosigkeit sich enttäuscht abwendet, vor dem physischen und moralischen Schmutz zurückschreckt. Diesen Idealistinnen steht das Bild der „kissenaufschüttelnden“, heilmittelspendenden Schwester vor Augen, die den Kranken wohl tröstet, aber nicht bettet und wäscht. Nur nach harten innern Kämpfen werden diejenigen, die mit solchen Erwartungen dem Berufe nahe treten, in ihm Befriedigung finden.

Dann vergesse man nicht die Mädchen und Frauen, die da seelisch Schiffbruch gelitten haben und halb aus Müdigkeit, halb aus Trotz sich einem Berufe in die Arme werfen, der ihnen nützliche Thätigkeit, einen Lebenszweck und — Vergessen verspricht. Manche reizt wohl der poetische Nimbus, das Romanhafte dieser Wahl — sie sehen sich selbst in Schwesternhaube und -Schürze halb bewundernd, halb mitleidig an. Andere aber sind wirklich wund und gebrochen und laden sich eine Last auf, deren Schwere sie oft überschätzen, mehr aus Haß gegen sich selbst, aus Lust zur Selbstquälerei, als aus Nächstenliebe. Ich bin der Überzeugung, daß gerade diese oft im Pflegeberuf Genesung finden und zu thätiger, opferfreudiger Menschlichkeit erwachen.

Endlich wenden sich manche Mädchen dem Schwesternberufe zu — und die Zahl dieser erscheint mir erstaunlich groß — denen jede ideale Richtung fehlt; sie wählen ihn aus Vernunftgründen, weil sie völlig allein in der Welt stehen, mit ihrer Familie zerfallen und auf den Erwerb ihrer Hände angewiesen sind. Diese setzen den mannigfaltigen Schwierigkeiten, die ihnen die neue

Thätigkeit bietet, eine staunenerregende Selbstbeherrschung entgegen. Man stelle sich vor, was es heißt, Schwester zu sein, ohne die wirkliche und warme Liebe zum Beruf, die die peinlichste, niedrigste Arbeit adelt und über die Stunden der Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit hinweghilft. Die eiserne Energie solcher Mädchen, deren ich mehrere kennen gelernt habe, beweist am besten, welcher Beharrlichkeit ein weibliches Wesen fähig ist, wenn es im Kampfe ums Dasein auf eigenen Füßen stehen muß.

Alle diese Mädchen und Frauen, die doch als volle, ganze Menschen mit oft sehr ausgeprägter Individualität die Schwesterntracht anlegen, geben dadurch, falls es ihnen Ernst um die Sache ist, ihren eigenen Willen ganz auf. Dies Opfer ist nicht das kleinste, das der Beruf fordert. Es ist nicht leicht für einen Erwachsenen, sich andern unterordnen zu müssen, die oft weder durch ihren Geist noch durch ihren Charakter eine solche Unterordnung leicht machen, sondern ihre Autorität lediglich ihrem Dienstalter, manchmal selbst der Laune eines Vorgesetzten verdanken. Manche Schwester wird mir nachfühlen können, wenn ich sage, daß während der Lehrzeit nicht die Kranken, sondern die Gesunden es waren, die uns das Leben schwer gemacht haben.

Es giebt Oberschwestern, unter denen zu arbeiten eine furchtbare Geduldsprobe ist. Die Elemente, aus denen sich eine Schwesternschaft zusammensetzt, sind so verschiedenartig, die Zahl der Schwestern in den meisten Vereinen so groß, daß es der Oberin völlig unmöglich ist, jede Persönlichkeit näher kennen zu lernen. Nach bestem Wissen und Gewissen wählend, trifft sie doch oft eine schlechte Wahl. Und welche Oberin hält die Motive ihres Handelns ganz rein von persönlicher Neigung? Ich meine, der Schaden steckt viel tiefer, als man annimmt. Die meisten Frauen sind heute noch so sklavisch erzogen, daß sie nicht zum Herrschen taugen. Und jede Oberin ist Alleinherrscherin über ihre Schwestern. In pekuniären, wirtschaftlichen Fragen steht ihr freilich der Vorstand zur Seite. Die Verteilung der Pflege-

kräfte in den verschiedenen Arbeitsfeldern, in Hospital- oder Privat-Pflege, ihre Verwendung für Tag- oder Nachtdienst ist einzig Sache der Oberin. Ihr liegt es ob, für Ablösung Sorge zu tragen, falls eine Schwester sich ihrem Dienst nicht mehr gewachsen fühlt. Die Frau, auf deren Schultern eine derartige Verantwortung ruht, sollte völlig parteilos handeln, keine Sympathie oder Antipathie über ihr Thun Gewalt gewinnen lassen.

Wie kann man aber solche Charakterstärke bei einem Menschen finden, dessen Erziehung ihm soviel sklavischen Sinn aufgedrängt hat? Wir Mädchen sind alle zu unfrei erzogen, als das uns das Herrschen nicht zu Kopf steigen sollte. ‚Nimm Dich vor dem Kaiser werden in Acht‘. Diese Warnung möchte ich jeder Schwester zurufen, die Oberin wird. Ich bin der festen Überzeugung, daß in vielen Roten Kreuz-Häusern der Despotismus, diese moralische Knute, herrscht. Eine Schwester, die ohne jede Fürstendienerei durchzukommen sucht, hat meist schwere Stunden zu gewärtigen. Man sagt wohl, daß es uns ja frei steht, mit einer Beschwerde über die Oberin vor den Vorstand zu treten. Die Erfahrung zeigt aber, daß nur Schwestern, die dem Verein den Rücken kehren wollen, von diesem Weg Gebrauch machen. Die Statuten geben der Oberin eine fast absolute Gewalt, — eine Pflegerin, die öffentlich gegen dieselbe protestiert, macht sich in der Genossenschaft unmöglich. — Es scheint mir fast unzeitgemäß, daß man das Wohl und Wehe so vieler in die Hand eines einzigen Menschen legt, und ich glaube sicher, daß die Verhältnisse in derartigen Vereinen sich dann erst bessern werden, wenn einer bestimmten Zahl älterer Schwestern eine Stimme zukommt in allen die Pflegerinnen persönlich betreffenden Angelegenheiten. Ist es nicht billig, daß, wenn es gilt über die praktische und theoretische Befähigung einer Schülerin zu entscheiden, den Oberschwestern derselben ein Urteil zusteht, das dem der Oberin an Gewicht gleich kommt? Nur wer eine Schwester bei der Arbeit, unter ihren Kranken gesehen hat, kann über ihre Tauglichkeit oder Untauglichkeit ent-

scheiden. Wenn man der Meinung unserer alten Oberschwestern mehr Gehör schenkte, so würde manche Schülerin nach kurzer Probezeit auf einen andern Beruf hingewiesen werden und die Schwesterntracht ablegen, für die sie nicht paßt. Wir würden eine zeitlang vielleicht weniger Schwestern haben, diese würden aber tüchtiger und aufopfernder sein.

Der den Roten Kreuz-Vereinen vielfach gemachte Vorwurf, der gewissenlosen Ausnutzung seiner Pflegekräfte, ist wohl nur halb berechtigt. Die Thatsache ist freilich nicht wegzuleugnen, daß der Gesundheitszustand der Schwestern ein sehr unbefriedigender ist. Daß ein großer Teil derselben sich durch Überanstrengung im Dienst aufreibt, steht gleichfalls außer Frage. Dieser Mißstand liegt in der Natur der Sache selbst. Wir haben zu wenig Pflegerinnen — sobald „Not am Mann“ ist, darf der Verein seine Schwestern nicht schonen. Und wenn sich auch eine größere Zahl von Frauen und Mädchen dem Beruf widmen würden — es wird nie an solchen fehlen, die nach einigen Jahren des Krankendienstes ihre Gesundheit auf dem Felde lassen.

Natürlich würde vieles besser werden, wenn die vorhin erwähnten Mißstände einer von persönlichen Motiven bestimmbaren Oberleitung fortfielen. Wenn alle Schwestern möglichst in der Richtung beschäftigt würden, auf die ihre Neigungen und Fähigkeiten hinweisen, so würde man mit geringerem Kraftverbrauch dasselbe erreichen.

Daß bei Verteilung der Arbeit oft rein persönliche Zu- und Abneigungen mitsprechen, mag auch daran Schuld sein, wenn einige Schwestern sich in sehr kurzer Zeit völlig aufreiben. In manchen Vereinen finden sich solche, die förmlich systematisch ausgenutzt werden. Diese Mißstände sind durch keine neuen Paragraphen in den Statuten zu beseitigen — sie schleichen sich trotz der weisesten gedruckten Maßregeln ein, solange die Schwestern nicht einheitlicher für ihre Rechte eintretend, nicht mit ruhiger Energie auf einer menschenwürdigen Behandlung bestehen.

Für manche Überanstrengung ist nun freilich niemand verantwortlich zu machen, als die Schwester selbst. Übermüdet und überreizt durch eine anstrengende Pflege, wäre es ihr oft leicht möglich, eine Ablösung zu erhalten. Sie läßt sich aber von einer Art Galgenhumor beherrschen, überanstrengt sich tapfer weiter, wissend, daß sie sich krank macht, und denkt wie jener kleine Junge, dem die Hände erfroren sind: ‚Geschieht meinem Vater ganz recht, warum koft er mich keine Hanschkes.‘

Was das Benehmen der Ärzte gegen die Schwestern betrifft, so ist das ein Thema, über das sich Bücher schreiben ließen. Freilich giebt es Doktoren, die die Pflegerinnen rücksichtsvoll und menschlich behandeln — nicht als Damen, denn die Etiquette eines gesellschaftlichen Verkehrs gehört nicht in den Krankensaal — aber als gebildete Menschen, die dienstlich unter ihnen stehen. Es bildet sich dann zwischen Arzt und Schwester ein kameradschaftlicher Ton heraus, der der dienstlichen Autorität des ersteren keinerlei Abbruch thut. Diese Fälle gehören zu den Seltenheiten und sind auch nur denkbar, wenn die Schwester selbst durch ihr Wesen einen derartigen Verkehr veranlaßt.

Ich habe gefunden, daß die meisten Ärzte die Schwestern wie unmündige Kinder behandeln, sie gelegentlich zurechtweisen, wie ein Unteroffizier seine Rekruten. Mancher neu eintretenden Schwester gegenüber, die von der unumgänglichen Notwendigkeit einer dienstlichen Subordination noch nicht überzeugt ist, halte ich dies Betragen für ganz angebracht. Als Regel aber ist es eine fast brutale Rücksichtslosigkeit, von einem Mädchen alle die Eigenschaften zu verlangen, die einzig die Bildung verleiht, Umsicht, Geistesgegenwart, Geduld u. s. w., und ihr eine Behandlung zu teil werden zu lassen, die sich keine Magd gefallen läßt. Es giebt freilich Doktoren, die es vorziehen, mit Wärterinnen zu arbeiten; diese wollen auch in der Schwester nichts anderes sehen und gehen dementsprechend mit ihr um, was man ihnen auch kaum übel nehmen kann. In Verwunderung setzt es nur, wenn der Arzt, der an die Pflegerin die

denkbar höchsten Ansprüche stellt, derselben in ganz formloser, oft roher Weise begegnet. Ich meine, daß die Herren doch das Sichgehenlassen etwas zu weit treiben und mancher ihr Tagewerk, das ohnehin nicht leicht ist, unnötig erschweren. Eine Schwester, die im Berufe kein Opfer scheute, tritt nicht selten aus, weil sie die Selbstüberwindung wohl dem Kranken, nicht aber dem Gesunden gegenüber täglich üben will.

Daß nicht wenige Pflegerinnen die Geduld des Arztes durch ihr superkluges Wesen und ihr halbverdautes medizinisches Wissen auf die Probe stellen, muß ich, um gerecht zu sein, hinzufügen. Eine Schwester, die anstatt eine Verordnung schweigsam zu befolgen, dem Arzte von andern Behandlungsmethoden spricht, diesem sogar solche vorschlägt, verdient in meinen Augen nichts anderes und darf sich gar nicht wundern, wenn man sie unsanft anfaßt. Solche Taktlosigkeiten von seiten der Pflegerin gehören, meiner Beobachtung nach, übrigens zu den Seltenheiten. Vielleicht würden sie auch ganz verschwinden, wenn auf die theoretische Ausbildung der Schwestern größeres Gewicht gelegt würde. Ich halte gründlichere anatomische und physiologische Kenntnisse für wünschenswert; auf dieser Basis ist den Schwestern die Möglichkeit geboten, den Erscheinungen am Krankenbette etwas theoretisches Verständnis entgegenzubringen. Ob sie als Pflegerin durch ein solches umsichtiger und tüchtiger wird — manche Ärzte bestreiten dies — lasse ich dahin gestellt — jedenfalls wird sie als Mensch reicher und zufriedener sein, je mehr sich auch ihre geistigen Interessen an ihren Beruf fesseln. Auch steht es bei mir fest, daß nichts so sicher vor Selbstüberhebung schützt, wie *wirkliches* Wissen.

Man gebe auch den Frauen einen Bruchteil davon, die manchem Schönen der Welt den Rücken kehren, die viele Interessen aufgeben, manche Fähigkeit brach legen müssen.

Trostlos und traurig ist der Beruf der Schwester nicht, auch nicht weltfern und eintönig — steht sie doch mitten im Rollen der Begebenheit. Wer ihn erwählte in der Hoffnung, wunschlos

durchs Leben gehen zu können, den Wirren des Daseins fern, kampflos und still zu bleiben, den wird er enttäuschen. Alle die aber, die in warmer Menschenliebe, in Freude am Schaffen und Thätigsein diesen Beruf üben, denen wird er es reichlich lohnen, durch den Frieden, den nicht die Welt giebt, wohl aber die Arbeit, die nutzbringende, segensreiche Arbeit. . . . . . .

Zuletzt will ich Sie, gnädige Frau, auf eine Einrichtung unseres Vereins hinweisen, die in meinen Augen nachahmenswert ist — ich meine die Art des Nachtdienstes. Der Dienst der Nachtwachen beginnt hier um 8 Uhr abends und dauert bis $^1/_2$9 Uhr morgens; der ganze Tag bleibt ihnen, um den versäumten Schlaf nachzuholen. Da diese Einteilung für 4 Wochen getroffen ist, gewöhnen sich die meisten an diese Lebensweise. Ich glaube, daß diese Art des Nachtdienstes weniger aufreibend ist, als das Durchwachen jeder 3. oder 4. Nacht, das in andern Vereinen üblich ist.

Oft habe ich von sehr verschiedenen Seiten tadelnde Bemerkungen darüber gehört, daß den Schwestern grobe Arbeiten, wie das Scheuern der Wände, Waschen der verunreinigten, infizierten Wäsche 2c. zugemutet wird. Näherer Einblick in die Verhältnisse zeigt uns aber, daß leider bei dem heutigen Zuschnitt unserer meisten Hospitale derartige Arbeiten den Schwestern notwendig zufallen müssen. Soll die Pflegerin sich nur den Kranken widmen und die Reinhaltung der Säle den Mädchen überlassen, so erwächst dadurch dem Krankenhaus eine sehr beträchtliche Mehrausgabe — es sei denn, daß man nach englischem Muster die einer Schwester anvertraute Patientenzahl vermehre. In einem Saal von 50 Betten hat die Oberschwester allerdings genug zu thun, wenn sie die eigentliche Krankenpflege besorgt, und eine strenge Teilung der Arbeit ergiebt sich von selbst. Die meisten deutschen Hospitäler zerfallen aber in mehrere kleinere Abteilungen mit je 15—20 Betten. Die leitende Schwester einer solchen Station muß, im Interesse der Ökonomie des Ganzen, meist jede vorkommende Arbeit — mit Ausnahme der

Reinigung der Fußböden und der Fenster — täglich selbst verrichten, und die meisten thun es deshalb gern, weil es sie unabhängig erhält von dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit der Dienstboten. —

Ich hoffe, gnädige Frau, daß es mir gelungen ist, Ihnen einen Einblick in manche Verhältnisse einer Schwesterngenossenschaft zu geben, der Ihnen vielleicht bei Besprechung der Frage von Nutzen sein kann. Ein Durchlesen unserer Statuten wird Ihnen zeigen, daß ich zu einer, einzelne Thatsachen und Gebräuche kritisierenden Auskunft nicht berechtigt bin. Auch liegt es mir fern, einen Verein blos zu stellen, dem ich seit fast vier Jahren angehöre. Die von mir berührten schadhaften Stellen sind wohl in jedem derartigen Institut zu finden und auch dem Fernerstehenden bemerkbar.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich, gnädige Frau, Sie freundlich grüßend"

Ihre sehr ergebene

O . . . . . . g

Schwester vom Roten Kreuz.

c. Die Überbürdung der Krankenpflegerinnen.

Diese Frage ist wohl eine der schlimmsten Ursachen des Mangels einer größeren Beteiligung an dem Pflegerinnenberuf, darüber regt sich keine Stimme des Zweifels.

Es wird vielfach zu wenig Schonung und Rücksicht auf die individuellen Kräfte der einzelnen Persönlichkeiten genommen, dadurch muß die Arbeitsfreudigkeit zuweilen in zu großer Übermüdung untergehen. Und wenn dann ein solches armes Wesen einer neuen Ausnahmsanforderung gegenüber sich nicht ganz willig zeigt, ja wagt, sich auf die gedruckten Vorschriften des Mutterhauses zu berufen, dann sagen der junge Arzt oder die unbilligen Privatkranken: so, wenn Ihnen gleich alles zu viel

Arbeit wird, dann holt man barmherzige Schwestern, diese klagen nie, sind stets willig und freundlich und leisten das Unglaubliche.

Das ist ganz richtig, denn je mehr persönliche Opfer sie sich aufbürden, je mehr wird ihnen das für den Himmel als gutes Werk angerechnet, so ist ihr Glaube. Aber nach dem unsrigen sollen wir mit der uns von Gott anvertrauten Kraft haushalten, um dem Nebenmenschen länger dienen zu können. —

Fragen wir doch, wie viele gesunde barmherzige Schwestern es giebt! Die Sterblichkeit selbst der Diakonissinnen ist größer als bei den Ärzten. Ein berühmter Frauenarzt sagt: es sei entsetzlich, wie viele unglückliche Pflegerinnen alljährlich an Unterleibsleiden und Schwindsucht durch unvernünftig an sie gestellte Ansprüche zu Grunde gehen. Besonders die vielen Nachtwachen und zu wenig Bewegung in freier Luft wirken ruinierend.

Ist es nicht ein wunderbarer Widerspruch, daß in einer Zeit, da vielfach für die kräftigsten Arbeiter um den achtstündigen Arbeitstag geworben wird, damit sie ein „menschenwürdiges Dasein“ führen können, noch in vielen Mutterhäusern die Arbeit für die Pflegerinnen morgens 5—6 Uhr anfängt und erst abends zwischen 9—10 Uhr endigt, wenn nicht noch eine Nachtwache sich anschließt oder vorausgeht?*) Diese Arbeitszeit wird nur durch eine Stunde Mittagsruhe unterbrochen! Wir fragten vielfach, ob die Schwestern diese eine Stunde wenigstens zu einem Spaziergang, zu einem Besuch oder zum Lesen eines guten Buches benützten, um durch einige erfreuliche Eindrücke wieder gestärkt zu werden für den steten Anblick von Krankheit und Jammer. Häufig erhielten wir darauf die Antwort, daß sie viel zu müde zu all dem seien und diese Stunde vorherrschend zum Schlafen benützen. Statt einer täglichen mehrstündigen Ruhepause oder eines wöchentlichen Ruhetages ist diese Stunde oft monatelang

*) Ich bin schon öfter mißverstanden worden, als wollte ich für die Pflegerin auch den 8stündigen Arbeitstag. Das ist durchaus nicht der Fall, ich halte im Gegenteil eine 8stündige Arbeitszeit für ungenügend und auch undurchführbar.

die einzige Erholungszeit; dazu kommen nur noch vier Wochen Urlaub im Sommer.

Ich möchte hier das Urteil eines Arztes, der längere Zeit in einem Diakonissenhause des Kaiserswerther Verbandes praktizierte, anführen. Er sagt:

„Es ist empörend, daß in vielen Krankenhäusern die Schwestern auch jede freie Bewegung im Garten und in der Luft entbehren müssen und dafür in den vielen Andachtsstunden vor Erschöpfung einschlafen."

Ein anderer älterer wohlwollender Arzt, der sein Bedauern über den bei jungen Ärzten herrschenden Mißbrauch, dem Wohlbefinden des Kranken oder dem eigenen Ruhm die Schwestern zu opfern, oft ausgesprochen hatte, erklärte seiner Tochter, die gerne Pflegerin geworden wäre: ehe diese Mißstände nicht abgestellt würden, erlaube er es nicht; denn er würde ja sein eigen Fleisch und Blut unvermeidlich der Krankheit und dem Tod entgegenführen.

Ehe den das Leben und die Gesundheit gefährdenden Aufopferungen der barmherzigen Schwestern und den oft übermäßigen Anforderungen jugendlicher Ärzte nicht irgendwie gesetzlich Einhalt geboten werden kann, bleibt das eines der Hindernisse für die größere Schonung der Diakonissinnen und weltlichen Pflegerinnen, denn sie wollen sich nicht von jenen beschämen lassen.

Aber man müßte sie vor sich selbst schützen, so gut wie die armen Fabrikarbeiter-Frauen, die glücklicherweise heute nicht mehr, auch wenn sie wollten, schon wenige Tage nach Krankheit oder Entbindung wieder in der Fabrik arbeiten dürfen, oder wie man in Indien das Verbrennen der Witwen gewaltsam gegen deren Willen abgeschafft hat und den religiösen indischen Fanatikern nicht mehr gestattet, sich an den Festen ihres Gottes unter den Rädern seines Wagens zermalmen zu lassen. —

Eine weitere Überbürdung wird mit Recht viel gerügt; das

sind die vielen Hausarbeiten, die nicht zur Krankenpflege gehören, und für die sich besonders bei dem heutigen Arbeitsmangel in den meisten Fällen sehr leicht bezahlte Mägde oder Wäscherinnen und Putzerinnen herbeiziehen lassen. Nichts entmutigt gebildete Pflegerinnen mehr, als wenn z. B. der jugendliche stellvertretende ärztliche Herrscher des Hospitals sie höchst ungnädig andonnert, — schnell solle sie nochmals den Boden aufwaschen, dort seien noch einige Flecken in den Ecken. — Ermüdet durch die Nachtwache, nach welcher sie nicht ausschlafen durfte, hatte sie diese ungewohnte Magdarbeit vielleicht weniger sorgfältig ausgeführt.

Es wäre Unrecht, wollte man in diesen Klagen einen unberechtigten Hochmut erblicken. Viele der gebildeten Pflegerinnen haben in der That nicht neben einer eingehenden, aufmerksamen Pflege die für diese Nebenarbeiten nötige Kraft; dadurch wird leider oft in den großen Krankenhäusern der eigentlichen Pflege zu wenig Zeit gewidmet, zumal, trotz Überfüllung mit Kranken, doch diese gewöhnlichsten Wasch- und Putzarbeiten von den Diakonissinnen selbst gethan werden müssen. Da ist ein liebevolles Eingehen auf die inneren, geistigen oder seelischen Bedürfnisse des Kranken meist unmöglich.

Auch Herr Hofprediger Frommel weist in den Verhandlungen der Generalsynode mit folgenden Worten darauf hin:

„Nur das möchte ich wünschen, daß es ihnen (den Diakonissenhäusern) durch die größere Zahl der Eintretenden mehr ermöglicht würde, den richtigen Mann an den richtigen Ort zu stellen. Das geschieht nicht immer. Begabte Kräfte werden manchmal verbraucht in Dingen, die andre zehnmal besser ausrichten können. Warum unsre gebildeten Mädchen, die, was Energie betrifft, viel mehr leisten, nicht an den richtigen Ort stellen? Sie sollen allerdings, wie jeder Kavallerieoffizier sechs Wochen lang das Pferd geputzt haben muß, zunächst auch die niedrigere Arbeit thun, um sie kennen zu lernen. Aber einen General läßt man nicht mehr das Pferd putzen. So soll man auch nicht die

gebildeten Mädchen in Diensten festhalten, die nicht unmittelbar mit dem Kranken zu thun haben, wenn sie sich mehr zur Krankenpflege eignen, wo sie in ihrer Eigenart vielmehr nützen können. . . . Es scheint mir dies jedenfalls ein Hauptpunkt zu sein, der unsre Töchter aus den gebildeten Ständen zurückhalten kann, einzutreten".

Es ist ja selbstverständlich, daß alle Probeschwestern gründlich die groben Arbeiten lernen müssen, da es Notfälle in der Privatpflege giebt, wo sie alles thun müssen, nur die Regel sollte es in Zukunft nimmer sein. Gottlob fängt man in den letzten Jahren selbst in den strengsten Verbänden an, in den Krankenhäusern allmählich mehr Hausmägde zu halten.

Ich möchte hier noch eine Klage aus der Mitte der Pflegerinnen selbst anführen. Eine Schwester vom Roten Kreuz mußte nach 8 jähriger Arbeit wegen Kränklichkeit durch Überbürdung austreten, bekam die glänzendsten Zeugnisse, aber, da sie leider nicht 10 Jahr aushalten konnte, — keine Pension.

Sie schreibt unter anderm: „Warum wird bei dem Bau neuer wundervoller Spitäler, die mit allem Raffinement der Neuzeit eingerichtet, und in denen gut besoldete Ärzte und Hausmeister darin angestellt werden, nicht auch mehr daran gedacht, daß eine genügende Anzahl, genügend besoldeter und genügend berücksichtigter Pflegerinnen hineingehören?

Es ist eine bemerkenswerte Erfahrung, daß gerade oft die Ärzte, die so sehr gegen Frauenärztinnen kämpfen, — aus Rücksicht, wie sie sagen, für deren durch die Praxis leidende Gesundheit, oft gerade die unbarmherzigsten Zumutungen sowohl an die körperliche Kraft, als an das Zartgefühl der Pflegerinnen stellen." . . . . . .

„Warum", schreibt diese gebildete Pflegerin weiter, „überläßt der Staat größtenteils die Pflegerinnenfrage den Privatvereinen und sorgt nicht wenigstens für seine eigenen Kranken-

häuser in, an dieselben angefügten staatlichen Pflegerinnenschulen für zahlreichere gebildete Pflegerinnen, die nicht überbürdet werden?“

Gewiß muß das kommen. So gut nun jetzt endlich die Lehrerinnen nicht mehr nur an Privatschulen lehren dürfen, sondern deren es nun auch staatlich geschulte, staatlich angestellte und staatlich besoldete giebt, ebenso müssen in Zukunft solche Pflegerinnen diejenigen in den Privatanstalten ergänzen.

Sehr gut ist, daß in immer mehr Mutterhäusern ein festes Regulativ gedruckt wird, in dem alles, was von Kranken und Ärzten verlangt werden darf, genau vorgeschrieben ist. Leider sagen uns aber manche Schwestern und geistliche Vorstände: ja, wenn es stets bei dem bleiben würde, was in den Vorschriften und Statuten steht, dann wäre die Arbeit ohne häufige Gesundheitsschädigung zu vollbringen, aber bald heiße es von seiten des Arztes, bald des Kranken, wohl auch zuweilen vom Vorstand oder der Oberin: „Ach, nur diesmal machen Sie eine Ausnahme, es ist sonst niemand zum Wachen da.“ —

Diese Ausnahmen kommen aber in manchen Anstalten, Privatpflegen, Spitälern so häufig vor, daß man davon überbürdet wird; deshalb verlangt Billroth in seinem Buch über Krankenpflege, man müsse durchaus an dem gedruckten Regulativ festhalten und stets für Notfälle bezahlte Aushilfe bereit halten*).

Aus dem Briefe einer Dame, welche längere Zeit in Krankenhäusern behufs Erlernung des Pflegedienstes hospitierte, sei zu dem Kapitel der Überbürdung die folgende Stelle mitgeteilt:

---

*) Z. B. mußte eine junge Schwester 16 Nächte bei einer Krebskranken wachen und tags auch wieder pflegen. Sie mußte natürlich bald darauf — wie so viele andere Schwestern — wegen der durch Schlaflosigkeit und Nervenschmerzen beginnenden Arbeitsunfähigkeit austreten. Da sie noch nicht 3 Jahre im Verbande war, mußte sie die Kaution von 200 Mark verlieren. — Es sind dies alles erlebte Thatsachen, und ich führe nur diejenigen an, die wiederholt ähnlich berichtet wurden.

„Ich fand“, schreibt sie, „die Schwestern im ..... Hospital oft recht abgearbeitet, aber sie haben doch täglich 1—2 Stunden für sich und zum Ruhen, was in wenig anderen Häusern der Fall sein soll.

Ich kann mir nicht denken, daß es für die Arbeit, d. h. für die Kranken, vorteilhaft ist, die Schwestern so andauernd arbeiten zu lassen. Wie nötig sind die 4 Wochen Ferien, die das ..... Hospital jährlich giebt, in anderen Häusern sollen diese nur alle 2 Jahre erteilt werden.

Eine Hauptermüdung liegt, meiner Ansicht nach, in dem frühen Aufstehen, und der Grund dazu ist mir ganz unverständlich. Ich möchte fast sagen, Sie thäten ein gutes Werk, wenn Sie etwas dagegen schrieben; denn ich finde es für die Kranken ebenso entsetzlich.

Für mich wäre es ein Grund, nicht ins Krankenhaus zu gehen, denn ich mag nicht um 7 Uhr zum ersten Frühstück geweckt werden, wenn ich noch dazu vielleicht als kranker Mensch die Nacht schlecht schlief, oder gegen Morgen erst eingeschlafen bin.

Im ..... Hospital erscheinen die Schwestern Winter wie Sommer um 6 Uhr, in den anderen Häusern sogar um 5 Uhr. Dann werden die Kranken gewaschen und gekämmt und bekommen ihr Frühstück; nach dem Frühstück der Schwestern beginnt gegen 8 Uhr das große Reinemachen.

Warum alles so früh, fragt man — und bekommt zur Antwort: damit alles fertig ist, wenn zwischen 10 und 11 die Doktor-Visite ist oder der Arzt zum Verbinden kommt.

Warum kann das alles nicht hinausgeschoben werden und die Essensstunde erst um 1 oder 2 Uhr sein, da der Nachmittag unverhältnismäßig wenig ausgefüllt ist, besonders auf den Stationen der innerlich Kranken? Der Nachmittag scheint immer wie eine Stille nach dem Sturm im Vergleich zum Vormittag.

Sie erwähnten noch die mangelnde Sorge für alte und unvermögende Schwestern.

Darüber habe ich bei uns nie klagen hören; so viel ich weiß, hat fast jedes Haus sein Altersheim. Merkwürdigerweise das sonst so gut ausgestattete . . . . . . noch nicht, aber trotzdem werden 2 kranke und eine ältere Schwester, ohne angestrengt zu werden, dort behalten und verrichten nur kleine Arbeiten, die sie leisten können."

Ich möchte dem Briefe noch anfügen, daß ich von den verschiedensten Kranken I. und II. Klasse aus den Krankenhäusern übereinstimmend dieselbe Klage wegen des frühen Lautseins und des frühen Gewecktwerdens gehört habe.*) — Vielleicht kommen diese Wünsche nicht zu Gehör des Chefarztes.

In Privathäusern hat man die ärztliche Weisung, jeden Kranken ausschlafen zu lassen und recht für Stille zu sorgen, und in den Krankenhäusern und Spitälern müssen die Schwestern, um fertig zu werden mit Beten, Anziehen, Frühstücken, um 4 oder Winters um 5 Uhr aufstehen, und um 6 Uhr wird es laut im Hause.

Allen, die ich fragte, Kranken wie Angestellten, ist dieser Widerspruch ein Rätsel zu der sonst so sehr sorgfältigen Krankenhaus-Pflege. Namentlich die Nervenleidenden klagen, daß von dem frühen Gewecktwerden, wenn sie oft kaum eingeschlafen seien, sie stundenlang das heftigste Kopfweh bekämen. Manche bitten die Schwester, sie schlafen zu lassen, sie wollten gerne auf das Frühstück verzichten; aber diese erklärt, das sei Vorschrift, und sie dürfe nichts ändern.

Allerdings steht der getadelten frühen Regsamkeit in den Krankenhäusern ausgleichend gegenüber, daß abends ebenso früh alles ruhig ist; allein, das vermag den ersteren Einwand nicht zu beseitigen, da die Menschen unserer Zeit zumeist erst mit der zehnten Abendstunde der Ruhe zu pflegen beginnen, und man kann auch gewiß nicht von einem Kranken beanspruchen, daß er im Handumdrehen seine bisherige ganze Lebensgewohnheit

*) Daran sind aber die Chefärzte schuld, die man auch nicht ganz freisprechen darf, sagte uns ein geistlicher Vorstand.

ändert. Im Gegenteil, man darf fordern, daß die Anstalten mit ihren stetig wechselnden Insassen sich den allgemeinen Lebensgewohnheiten anpassen.

d. Über die Autoritätsstellung der Assistenzärzte den Pflegerinnen gegenüber.

Zu diesem Thema möchte ich, außer dem, was in den vorhergehenden Briefen schon darüber gesagt ist, noch einiges aus weiteren Briefen anführen.

Eine staatlich angestellte Oberschwester, welche seit ihrer achtjährigen Dienstzeit — wie ich weiß — hochgeschätzt wird, schreibt unter anderem:

„Ich habe leider nicht wie manche andere das Glück gehabt, in meinem Berufe immer mit taktvollen jungen Männern zu verkehren, welche unsere Vorgesetzten sein sollen, da die Chefs der Krankenhäuser durch sonstige Arbeiten so viel fern sind und stets nur eilig durchgehen. Illusionen darf man sich nicht hingeben. Hauptsächlich liegt die Schwierigkeit der Stellung einer gebildeten Schwester oder namentlich Oberschwester darin, daß man nicht den rechten Halt und Schutz am Chefarzt hat und den andern meist ungebildeten und halbgebildeten Menschen der Umgebung isoliert gegenübersteht. . . . . Was männlicher Hochmut hier schon geleistet hat, — das ist ein Kapitel für sich. . . In der Arbeit selbst, das werden Ihnen alle versichern, liegt nicht die Schwere des Berufes, dagegen verwahre ich mich gegen jedermann. Die Gesunden sind es mehr. So lange z. B. gebildete Mädchen in den Augen mancher Ärzte degradiert sind, eben weil sie gezwungen sind, im Beruf mit ihnen zu verkehren, so lange wird das Verlangen nach gebildeten Krankenpflegerinnen ein schwer zu erfüllendes sein. Wollten diese Männer, welche doch meist auch Brüder oder Väter sind, sich in die Lage versetzen, daß eine Schwester oder Tochter in diesem

Berufe arbeiten müßte! Würden sie es einem Kollegen verzeihen, wenn der Betreffende nun keine Lady mehr in ihr sehen würde? ...... Daß doch den selbständigen Arbeiten der Frau so viele Hindernisse in den Weg gelegt werden! — Hängt denn dem Deutschen immer noch der alte Zopf an? Wieviel besser ist die Stellung der gebildeten und geschulten Pflegerin in den andern Ländern! ......

Ich wurde oft schon mit einer kaum zu überwindenden Bitterkeit erfüllt, wenn ich Augen- und Ohrenzeuge von den krassen Ausdrücken und Ungerechtigkeiten sein mußte, die in nichts anderem als darin: „daß wir eben nur Frauenzimmer sind" ihren Grund hatten, und mehr als einmal war ich nahe daran, die Flinte ins Korn zu werfen, wenn es mir nicht als eine Feigheit vorgekommen wäre. Und mehr als einmal wünschte ich mir eine Rücksprache mit Ihnen, verehrte Frau, um Sie zu bitten, in Wort und Schrift für uns einzutreten. Denn meiner Ansicht nach ist es das einzig Richtige, daß wir gesammelte Erfahrungen zusammentragen und, wenn auch für uns persönlich im Augenblick nichts zu erreichen ist, für die arbeiten, welche nach uns kommen, und denen die Wege ebnen helfen.

.... Meine Gesundheit fing an zu wanken, als ich auf den Rat eines befreundeten Arztes begann darauf zu achten und öfter spazieren ging. Einem jungen Assistenzarzte, welcher das Aufschreiben meiner Ausgänge besorgte, entgegnete ich bei dessen Vorhalt, daß ich im Januar in 31 Tagen 21 mal aus war — (manches Mal waren es auch Gänge für die Anstalt) —, daß mir ein regelmäßiges Ausgehen das ersetzen müsse, was bei einer Lehrerin der Schulweg sei. Er sagte zu mir naiv: wenn ich dessen bedürfe, tauge ich eben nicht für den Dienst. So muß ich mir ein Kontrollieren meiner Ausgänge von diesem unerfahrenen Jüngling gefallen lassen!"

Eigentümlich erscheint es uns, daß, wie man öfter von Patienten hört, die Oberaufsicht über die Küche u. s. w. vielfach

nicht der gebildeten Oberin, sondern auch dem jungen Arzte anvertraut wird, oft sehr zum Nachteil des Hospitals und der Patienten, wie dieselben versichern.

Ein geistlicher Anstaltsvorstand, dem ich die Frage vorlegte, ob er die oft gehörte Ansicht auch teile, daß manche Schwestern sich durch das rücksichtslose Benehmen einzelner Assistenzärzte zum Austritt aus dem Verbande veranlaßt fühlten, antwortete mir:

„. . . . Im hiesigen Krankenhaus konnten die Schwestern durch Anordnungen der jungen Ärzte nicht wohl zu stark überbürdet werden, denn die Oberschwester hatte es in der Hand, in besonderen Fällen eine Aushilfe zu requirieren, welche von der Spitalverwaltung besonders bezahlt wurde. Freilich hat man solche Aushilfe nicht immer so leicht zur Hand. Bei ansteckenden Krankheiten (z. B. Pocken) konnte immer auch eine hiesige Frau aus dem Arbeiterstande mit Wachen aushelfen.

Wenn der Arzt die Schwester mit übermäßigen Anstrengungen belasten will, so kann er es, denn nicht gerne wird ihm, dem Sachverständigen, jemand darein reden wollen. Gefehlt wird aber in diesem Punkte, wie ich glaube, weniger von älteren erfahrenen Ärzten, welche der Verantwortung auch für Leben und Gesundheit der Pflegerinnen sich bewußt sind, sondern in erster Linie von den Assistenzärzten und Assistenten.

Gerade von ihnen, deren praktische Fertigkeiten doch nicht immer sehr hoch über denen erfahrener Schwestern stehen, müssen sich dieselben oft eine empörende Behandlung gefallen lassen.

Im Herzen weh that es mir, wie ein Bürschchen, das kaum die Hochschule verlassen hatte, die Schwestern herumkommandierte wie auf dem Kasernenhof. — Wehe aber der Schwester, die seine Gunst verscherzt hat.

Dem oft recht freien Ton eines solchen jungen Herrn gegenüber muß eben der oft wunderbare Takt eines wahrhaft frommen Herzens den rechten Weg finden.

Dazu kommt eine stramme Disciplin seitens der Oberschwester, ohne das geht's in Spitälern nicht.

Man bedenke, es sind junge Mädchen mit Fleisch und Blut, ihnen gegenüber junge Ärzte, männliche Kranke, die Langeweile haben, und die Pflege samt aller vorausgehenden Schulung macht die Mädchen doch notwendig etwas emancipierter.

In der Privatpflege kommen unnötige Kraftausnutzungen, Überanstrengungen freilich vor. Aber daran ist außer den Ärzten das liebe Publikum schuld, ganz besonders das vornehme. Das Fräulein Tochter geht spazieren, die Schwester muß sich zu Tode pflegen. . . . . . ."

Noch weiter interessant für diesen Abschnitt sind ferner Auszüge aus dem Briefe einer Dame, welche die Krankenpflege erlernte, um sie in der Familie anzuwenden. Sie schreibt:

„Ich wählte mir zum Erlernen der Krankenpflege das . . . . . Hospital . . . . ., welches von den anderen Hospitälern etwas über die Achsel angesehen wird, weil es nicht zum Diakonissenverbande gehört, d. h. zu den 70—100 Häusern, deren Oberhaupt Kaiserswerth ist, von dem sie einstens ausgingen. Diese erkennen die . . . . . Schwestern auch nicht als ‚Diakonissinnen' an; mir aber war dieses sympathischer, da ich dort nicht so viele religiöse Übungen finde, wie mir in den andern Häusern zu sein scheinen. — Ich stehe durchaus nicht auf einem negativen religiösen Standpunkt, aber alle übertriebene Frömmelei ist mir zuwider, und ich finde es ganz gut, wenn die armen Schwestern auch mal etwas andres lesen und hören wie religiöse Sachen. . . . . . .

Ich glaube, daß in unseren norddeutschen Diakonissenhäusern einige Mißstände, die Sie brieflich erwähnten, nicht so hervortreten, weil sich die Schwestern vorherrschend doch aus gebildeten Kreisen zusammensetzen, während, wie ich hörte, in Württemberg gerade das Entgegengesetzte der Fall ist. Deshalb glaube ich auch selten eine Klage gehört zu haben, daß die Schwestern von den Familien der Kranken rücksichtslos behandelt wurden. Eine

gebildete Schwester wird es doch meist verstehen, sich die richtige Stellung zu geben.

Dagegen teile ich ganz die Ansicht vieler, daß die Schwestern oft von der Unhöflichkeit der jungen Ärzte zu leiden haben, besonders von den Assistenzärzten, die zweimal täglich die Runde bei den Kranken machen. Ich finde, daß diese zu sehr über den Schwestern stehen. Wenn letztere ja auch ganz den ärztlichen Anordnungen folgen müssen, so scheint es mir doch nicht nötig, daß alles zusammenspringt, damit, wenn so ein oft noch recht studentenhafter Jünger des Äskulap auf dem Korridor erscheint, keine Sekunde warten darf, obgleich er, meiner Ansicht nach, oft viel weniger zu thun hat als die abgearbeitete Schwester.

Ich war oft geradezu empört über die Unterwürfigkeit, mit der unserem Assistenten begegnet wurde, wenn er morgens, oft recht verkatert, erschien.

Bei den vielfachen Klagen über ein oft rücksichtsloses, ungeeignetes, herrisches Benehmen mancher jungen Assistenzärzte auch gegen die älteren erfahrenen und gebildeten Schwestern müßte ausdrücklich ein Beschwerderecht beim Chef vorgesehen werden.

Ja! der Wunsch macht sich vielfach geltend, daß, wenn man mehr gebildete Schwestern herbeizuziehen wünscht, die Schwestern nicht mehr unter den Assistenzarzt gestellt werden, sondern nur direkt unter den Chef und die Oberin. Der junge Arzt dürfte sie nicht mehr direkt tadeln, sondern es müßte das durch den Chef oder die Oberin geschehen, die, wie man hofft, in Zukunft in jedem Krankenhaus den Hausmeister ersetzen wird. Denn die letztern sind allen Berichten nach auch ein unerträglicher dunkler Punkt in dem Leben vieler Diakonissinnen. Dieselben sind ebenso wie mancher zu rücksichtslose Assistenzarzt vielfach die Ursache des Rücktritts einzelner Schwestern."

Mit welchem Vergnügen lesen wir, diesen bittern Erfahrungen gegenüber, was Pfarrer Löhe aus der berühmten Diakonissenanstalt Neu-Dettelsau in seinem Blatte berichtete, und diese

Anschauung findet Zustimmung in vielen Anstalten: „Wir hatten immer das Glück, solche Ärzte zu haben, die fern von aller Frivolität dem Diakonissenberuf niemals schädlich wurden, sondern die Form ihres Unterrichtes immer in den Schranken eines sittlichen Ernstes hielten. — Es gelang ihnen damit, ihren Vorträgen eine gewisse Weihe zu geben; der ärztliche Unterricht hat dadurch stets in großem Ansehen bei uns gestanden. Der Diakonissenberuf erschien auch ihnen heilig und hoch."

Wann wird es überall so sein? — Wann werden alle die jungen Ärzte von der Hochschule die Erkenntnis mitbringen, daß sie nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine ethische Aufgabe zu erfüllen haben?!

e. Besoldet oder unbesoldet.

Das ist einer der meist umstrittenen Punkte. Fast in keinem andern stehen sich die Ansichten so schroff gegenüber. Ich halte es deshalb für geboten, darüber verschiedene Anschauungen anzuführen.

„Daß alle Vermöglichen besser bezahlen sollten", äußerte sich zu diesem Gegenstande ein Geistlicher, welcher Vorstand eines Diakonissenhauses war, „das ist ganz richtig. Aber wie machen? Allen Rechnungen ausstellen? Das wird die katholische Kirche nimmer thun; und wenn wir's thäten, hätten wir gerade deswegen schon verspielt.

Das Richtige, scheint mir, ist: Rechnungen werden nur auf Verlangen ausgestellt. Im allgemeinen wird von Vermöglichen erwartet, daß sie mehr thun, als die Taxe vorschreibt. Die Grenzlinie zwischen solchen, die es können, und jenen, die es nicht können, ist freilich schwer. Wohin soll man z. B. die vielen vermögenslosen Beamten rechnen? . . . ."

Auf fast entgegengesetztem Standpunkte, d. h. jenem der unbesoldeten Krankenpflege, steht das Haller Diakonissenhaus.

„Gerade der Grundsatz der Unentgeltlichkeit der Krankenpflege", sagt der dritte und vierte Jahresbericht der genannten Anstalt, „bildet die schönste und wichtigste Grundlage seiner Gemeindediakonie.

„Es ist ja natürlich sehr wichtig, daß mehr und mehr freiwillige Monatssammlungen für das Diakonissenhaus eingerichtet werden, überhaupt immer mehr Mittel ihm zufließen; denn das Haller Diakonissenhaus errichtet und unterhält ja seine Stationen selbst, und wie sollte es das sonst thun können? Aber den Kranken und ihren Familien im einzelnen Falle darf keinerlei Pflegeentschädigung abgefordert werden. Warum sollten auch nicht lieber die Gesunden für die Kranken, — glückliche Häuser für ein jetzt durch Krankheit heimgesuchtes mit ihren freiwilligen Liebesgaben eintreten? So gerade bürgert sich diese Arbeit auch nur um so leichter in allerlei Gemeinden ein, und es fehlt um so weniger an der nötigen Unterstützung für das wohlthätige Werk."

Es überzeugt uns dieses doch nicht davon, daß die wohlhabenden Kranken nicht mehr bezahlen sollen und alles einer unsichern Freiwilligkeit überlassen bleibt. Warum soll nicht der Staat oder die Gemeinde, wie schon öfter betont wurde, ebenso dafür, wie für den Gehalt der Lehrerinnen, Geistlichen, Distriktsärzte und anderer, auch direkt dem Volkswohl dienenden Beamten eintreten?

Die Krankenpflege braucht darum doch noch lange nicht ein einträglicher Erwerbsberuf zu werden, der Unberufene herbeilocken könnte, und es klingt hart, wenn ein Anstaltsblatt erklärt: „Diejenigen möchten wir im voraus gern abschieben, welche unsere Sache mehr oder weniger auch als einen Erwerbsberuf betrachten."

Ähnlich schreibt eine ehemalige Diakonissin in der „Christlichen Welt": „Es liegt nicht sowohl in den Mängeln einzelner Geschäfts- und Hausordnungen der Diakonissenverbände, die ich zwar nicht ganz leugnen kann, sondern in der Eigentümlichkeit des Berufes selbst, daß manche nicht ausharren können.

Derselbe unterscheidet sich von allen andern Berufen durch den Charakter des Dienens. In jedem andern will man verdienen. Diese Arbeit aber ist nicht zum Erwerb eingerichtet worden, sondern um Christus zu dienen an dem Armen und Kranken."

Mit diesem Ausspruch kommen wir zu dem Punkte, welcher nach den gesammelten Berichten auch ein Hemmnis der größeren Beteiligung am Diakonissenberuf ist. Er wird dadurch leider vielen unmöglich gemacht, trotz großer Vorliebe für denselben.

Sie können durch ihre Verhältnisse neben dem Dienen um himmlischen Lohn des irdischen Verdienens auch nicht entbehren.

Die eine hat für alte Eltern zu sorgen, die zweite für junge Geschwister, eine Witwe für unversorgte Kinder. Andere, und das sind nicht wenige, würden wie alle Angestellte und Arbeiter ein angemessenes festes Gehalt schon deshalb vorziehen, um sich für alte und kranke Tage etwas zurücklegen zu können. Denn unter den jetzigen Verhältnissen quält die Unbemittelten die Furcht, durch Anstrengung zur Pflegearbeit unfähig zu werden, bevor sie 10 Jahre dienen und damit Pensionsberechtigung erwerben. Sie fallen in manchen Verbänden ohne Beendigung einer zehnjährigen Wirksamkeit bekanntlich einer ungewissen Zukunft anheim oder sind auf ein sehr kleines Gratial angewiesen.

Denn das monatliche kleine Kleidergeld reicht oft ohne elterliche Beisteuer nicht für die allernotwendigsten Bedürfnisse.

Aber auch, wenn sie in manchen Mutterhäusern 20 bis 30 Jahre gearbeitet haben, erwartet sie nur eine äußerst bescheidene Altersversorgung. Entweder bekommen sie jährlich 100—200, höchstens und sehr selten 300—450 Mark, wenn sie nicht in dem einförmigen Altersheim bleiben wollen. Daselbst erwartet sie wieder der einseitige Verkehr mit dem früheren eng

begrenzten Kreis von Arbeitsgenossinnen*), und sie sind einzig auf religiöse Anregungen und Lektüre beschränkt.

Gebildetere ältere Schwestern mit noch nicht abgestorbenen vielseitigen geistigen Interessen sollen von diesen Fesseln und dieser klösterlichen Ruhe oft so bedrückt werden, daß sie das einfachste Gnadenbrot bei Verwandten oder Freunden der Anstaltsversorgung vorziehen.

Hören wir, was Frl. Malo darüber in der „Christlichen Welt" sagt:

„Sehen wir uns diesen friedlichen Feierabend auch noch genauer an. Erstens, von welchem Dienstalter an können die Schwestern bestimmt auf die Altersversorgung rechnen? Und was wird aus ihnen, wenn sie vorher in dem schweren Dienste arbeitsunfähig werden? Dann fallen sie der Wohlthätigkeit anheim, wenn sie kein eigenes Vermögen besitzen, denn zu einer andern Lebensarbeit sind sie auch untüchtig geworden. — Meine Schwester hat zwei Jahre gebraucht, um sich von ihrem rheumatischen Leiden zu befreien, das sie sich durch die ungewohnten Arbeiten des Waschens, Scheuerns u. s. w. in zugigen Räumen zugezogen hatte. Und die Geldopfer für die Beseitigung dieser Folgen des Versuches, Diakonissin zu werden, waren unsrerseits nicht gering! ‚Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther!' war in großen rotgoldenen Lettern über dem Bette meiner Schwester im Schlafsaale der Probeschwestern zu lesen! Wenn nun aber die Schwestern nicht gleich umkommen, sondern nur bald arbeitsunfähig werden, was dann? Für die Soldaten ist es auch nicht das Schlimmste, im Kriege erschossen zu werden, die Verstümmlung ist schlimmer; denen wird aber dieses Unglück

---

*) „Und wer weiß," heißt es in einem Artikel der Volkszeitung ‚Protestantisches Nonnentum', „wie man in vielen Diakonissenhäusern über den Wert der Freundschaft und Familienbande denkt, dem wird klar, was man von einem schwesterlichen Anhalt in vielen Fällen zu hoffen hat. Das muß nebenbei bemerkt werden, daß leider Klatschsucht und Angeberei manchen das Leben recht sauer machen."

erleichtert durch reichliche Pension, während die Schwestern gerade vielfach dann derselben verlustig gehen.

Doch weiter: wie gestaltet sich der friedliche Feierabend für die, die wirklich dazu gelangen? Soweit die Kräfte reichen, verrichten die alten Schwestern leichtere Arbeiten: Nähen, Stopfen, Flicken, Binden wickeln u. dergl. Ein eintöniges Dasein!"

Um gerecht zu sein, muß ich die Ansicht eines früheren Anstaltsgeistlichen auch hier anführen. Er sagt:

„Gebildete invalide Diakonissinnen besorgen die Korrespondenz; lesen und sortieren die Bücher, die sich für die Hausbibliothek eignen; führen Genesende spazieren; besuchen Kranke bezw. bettlägerige Schwestern, erzählen den Kranken oder lesen ihnen auf Wunsch vor, treffen Vorbereitungen zu den Festen u. s. w. . . . . . ."

Bei der schon öfter betonten Vielseitigkeit der einzelnen Anstalten können beide Teile recht haben. Uns kamen aber mehrere ähnliche Berichte zu wie der des Frl. Malo. Auch neigen wir uns ihrer hier folgenden Anschauung zu:

„Unevangelisch ist sodann die Auffassung des Berufes ohne Besoldung, wie oben weiter ausgeführt wurde. Man macht oft in dieser Hinsicht geltend, daß gerade dieser selbstlose Dienst der Liebe an den Armen und Elenden der Anknüpfungspunkt werde, um Gott entfremdete Menschen ihrem Gott wieder nahe zu bringen u. s. w. Der Herr Synodale Holzheuer sagt darüber in der oben genannten Synodalverhandlung:

Es giebt viele Tausende in unserm Volke, denen mit keiner Erinnerung an irgend etwas Christliches noch eine wohlthuende Empfindung verbunden ist. Aber auch ganz verbitterten Gemütern pflegen noch die Augen zu leuchten, wenn sie an eine Zeit ihres Lebens zurückdenken, wo sie von Diakonissinnen gepflegt wurden. . . . .

Müßte denn notwendig diese segensvolle Wirkung des Diakonissendienstes dadurch aufgehoben werden, daß die Diakonissin

ein auskömmliches Gehalt bezieht? Ich meine, jeder Beruf läßt der opferwilligen, selbstlosen Liebesthätigkeit freien Raum. Jede wahrhaft christliche Persönlichkeit wird wirken für Gottes Reich, je nach der Stärke ihres lebendigen thatkräftigen Glaubens, ob sie in ihrem Berufe Gehalt bezieht oder nicht. Denn das fühlt wohl jeder: die Treue, Gewissenhaftigkeit und wahre Menschenliebe in Ausübung des Berufes kann überhaupt nicht bezahlt werden. . . . . ."

Man fängt, wie schon oben bemerkt, allmählich an, in den verschiedensten weltlichen Verbänden gleich wie bei den Privatpflegeanstalten Gehalt zu geben, denn man sieht ein, daß ein entgegengesetztes Verfahren alle andere bezahlte Arbeit herabsetzt. Sie begünstigt auch einen geistlichen Hochmut, welcher bei manchen, namentlich ungebildeten Schwestern, zuweilen als Selbstgefälligkeit und Mißachtung der bezahlten Wärterinnen und weltlichen Pflegerinnen nicht angenehm zu Tage treten soll.

Nimmt doch der Minister so gut wie der Fabrikarbeiter sein Gehalt. Auch die Verehrung und Dankbarkeit für die segensreiche Thätigkeit des Geistlichen und des Arztes leidet nicht darunter, daß ihre Dienste bezahlt werden.

Auch steht diese Anschauung im Widerspruch mit den entgegengesetzten Bestrebungen der Gegenwart, welche die Parole ausgiebt: „Jede Arbeit ehrt, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert."

In diesem Berufe aber bedürfen die Schwestern, welche nicht in der allereinfachsten ländlichen Häuslichkeit erzogen wurden, häufig noch eines Zuschusses vom Elternhaus, trotz der Sammlungen für die Diakonissenhäuser. — Ich gestehe, mir wäre es als Schwester ein peinlicher Gedanke, man sammle für mich im ganzen Lande, um Kleider und Nahrung im Mutterhause für mich bestreiten zu können, die doch Tag und Nacht auf das angestrengteste für das Gesamtwohl arbeitet. — — —

Kaum hatte ich das niedergeschrieben, so las ich in der „Phöbe", dem Blatte des Diakonissenhauses in Speier, den

Dank der Anstalt für Naturalgeschenke der Landbevölkerung. Ich kann nicht leugnen, es hatte das Gabenverzeichnis von Obst, Gemüse, Getreide, Kartoffeln u. s. w. etwas Rührendes, diese kleinen Scherflein, die mit Liebe für empfangene Liebe gegeben wurden. Aber doch erinnert es zu sehr an die früheren Klostergebräuche, wo die Insassen für ihre geistliche Hilfe auch ganz auf freiwillige Gaben angewiesen waren, oder auch an jene Zeit, wo der Dorfschullehrer im Dorfe herum ernährt wurde, d. h. jeden Tag in einem andern Hause essen mußte. Was würde man jetzt dazu sagen? Nach unserm heutigen Zeitgeist würde ihn doch das seinen Schülern gegenüber herunterdrücken. Stelle man doch die Pflegerinnen, die es wünschen, auf dieselbe Stufe wie die Lehrer und Lehrerinnen!

Verehrt auch nur ein dankbares Kind einen guten Lehrer oder eine Lehrerin weniger, weil sie Gehalt beziehen? — Dazu sind die Staats- und Gemeindesteuern eine zweckmäßige Einrichtung und für die alten Tage die Pensions-, Alters- und Krankenkassen. Gründe man doch eine besondere Kasse für die Pflegerinnen!

Bei verschiedenen Mutterhäusern vom Roten Kreuz und andern weltlichen Verbänden werden, wie wir hören, bereits vielfach bezahlte Kräfte für die gröberen Arbeiten verwendet, und dadurch die Kräfte der geschulten Pflegerinnen mehr geschont, auch die Feinfühligkeit der Hände zum Verbinden u. s. w. mehr erhalten. Es beziehen die meisten der vom Roten Kreuz ausgebildeten Pflegerinnen nach einjähriger Probezeit ein festes Monatsgehalt, das zwischen 15 und 50 Mark schwankt.

Es tritt, wie schon angeführt, durch das Krankenkassengesetz an den Staat und die Gemeinden immer dringender die Notwendigkeit eigener Gründungen von Pflegerinnen-Schulen und

-Anstalten heran.*) In denselben würde es jedenfalls hinsichtlich der Besoldung wie in den vorerwähnten Mutterhäusern gehalten werden. Das Land des Fortschrittes, das Großherzogtum Baden, hat zuerst damit begonnen, staatlich angestellte Schwestern und Oberschwestern einzuführen.

Dadurch erhalten sie eine gesicherte, von keinen persönlichen Einflüssen der Umgebung und der unmittelbaren Vorgesetzten abhängige Stellung.

Es könnte dies nicht allein ohne jede Beeinträchtigung der bestehenden segensreich wirkenden Verbände geschehen, im Gegenteil, diese vermehrten geschulten Pflegerinnen würden auch zur Entlastung dieser Berufsgenossinnen beitragen.

Zur Parole aber für Neugründung müßte der schon oben angeführte Ausspruch einer gebildeten, jetzt überarbeiteten Schwester dienen:

> Eine genügende Anzahl genügend besoldeter und genügend berücksichtigter Schwestern müßten eine Heimat darin haben.

Manche Freunde dieser Vorschläge halten uns die Frage entgegen: woher das Geld nehmen zu diesen Besoldungen? und sie fügen hinzu: der Staat hat ja jetzt schon nie genug Geldmittel, und man muß immer nach neuen Steuern suchen.

Einzelne Stimmen raten: so reihe man doch diese Friedensarmee, welche zum Glück des Vaterlandes ebenso notwendig ist wie seine bewaffnete Armee, in das Militärbudget ein. Da finden sich gewiß von den Hunderten von Millionen, die man dem Schutze des heimischen Herdes opfert, auch einige Millionen für diese todesmutigen guten Engel kranker und verwundeter Krieger und Vaterlandsverteidiger.

---

*) Professor Virchow sagte schon 1869 in einer Konferenz der vaterländischen Frauenvereine: „In jedem größeren Krankenhause sollte eine Schule zur Ausbildung von Krankenpflegern und -Pflegerinnen bestehen, deren Unterhaltung der Stadt, der Provinz oder dem Staate obliegen müßte." — Seit diesem Vortrage hat sich manches besser gestaltet, aber viel ist noch zu thun übrig.

Den Vorständen der Diakonissenhäuser wird oft der Vorwurf gemacht, daß sie ihren Schwestern einen Urlaub zu einer Aushilfe in deren Familien sehr erschweren. Sie halten solchen Wünschen entgegen, es verlange doch niemand, daß eine Lehrerin oder Verkäuferin oder Erzieherin beliebig weggehen dürfe zu häuslicher Hilfe. — Sicher kommen diese Anforderungen an die Diakonissinnen nur daher, daß man eine freiwillige Leistung nicht wie ein festes Amt anzusehen gewohnt ist, welches den Eltern die materielle Sorge für ihre Kinder ganz abnimmt. Hier fallen im Gegenteil oft schon nach wenigen Jahren die abgearbeiteten Schwestern dem Elternhause wieder müde und krank anheim. Das ist es, warum die Familie mehr Ansprüche an sie stellen möchte, als an die besoldeten Töchter.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich noch einen Brief anführen, der, wie ähnliche mir zugesendete, unseren Ansichten über das Thema „Besoldet oder unbesoldet" zustimmt.

Liebe Frau Professor!

„Sie wünschen von uns, die wir fast zwei Jahre lang für unsere kranke Schwägerin diese segensreiche Hilfe der Diakonissinnen hatten, näheres zu hören.

Die unangenehmen Erfahrungen, welche wir zuerst mit einer Diakonissin gemacht haben, finden, wie mir scheint, ihren Grund in dem herrschsüchtigen Charakter jener Persönlichkeit, welchem sich auch eine unangenehme Überhebung zugesellte. —

Jetzt haben wir eine solche, welche ihren Beruf vollständig erfaßt. Sie ist liebevoll mit den Kranken, fürsorglich in jeder Beziehung und sehr bescheiden in ihrem Auftreten.

Dieses Mädchen ist so recht ein Beweis dafür, was Sie in Ihrem Artikel über die Bezahlung der Diakonissinnen erwähnen. Sie trat nur deshalb aus dem Verband aus, weil sie für ihre alte Mutter sorgen wollte. Sie hat nun ihr gutes Gehalt bei freier Station und die Kranken- und Altersversicherung, sie

kann also bei Erfüllung eines schönen Berufes auch den Ihrigen noch etwas sein und sich einen Sparpfennig anlegen.

Als besonders beachtenswert erscheint mir auch, daß eine für ihre Dienste direkt bezahlte Diakonissin viel weniger der Versuchung, sich über andere Sterbliche zu überheben, ausgesetzt ist. . . . . . ."

f. Religiöse Schroffheit.

Ein Komiteemitglied eines streng pietistischen Diakonissenhauses warnte mich vor einer Besprechung dieses Themas mit den Worten: „Jeder Leser, dessen sei er sicher, würde sogleich entrüstet das Buch weglegen; denn diese Klagen kämen meist nur von solchen Schwestern, welche wegen Mangels an christlichem Opfersinn und Frömmigkeit oft unfreiwillig ausgetreten seien."

Leider wiederholten sich aber gerade diese Klagen aus den verschiedensten deutschen Ländern ebenso häufig wie die andern hier erwähnten, und so muß ihnen gerechterweise auch eine Stelle hier eingeräumt werden, zumal selbst in positiv-christlichen Blättern diese Klagen öfter besprochen wurden.

Ich möchte hier mit einigen Auszügen aus Briefen von Freunden und Angehörigen der Pflegerinnen beginnen.

„Für eine Diakonissin," heißt es da unter anderm, „ist blinder Gehorsam das erste und wichtigste Erfordernis, das zweite eine streng gläubige Gesinnung, der das Verlangen entspringt, ‚um Christi willen' sich hinzuopfern, die niedrigsten Dienste auf sich zu nehmen, die eigene Individualität zu zerbrechen und alle persönlichen Gefühle, wie Familiensinn, Freundschaft und Anhänglichkeit der allgemeinen Nächstenliebe zum Opfer zu bringen. Aus dieser Vergewaltigung der menschlichen Natur entsteht dann oft statt eines Vorbildes ein Zerrbild, dem Unduldsamkeit, Lieblosigkeit und versteckter Groll auf dem Gesichte geschrieben steht. Manche junge Diakonissin, die unter

den ungewohnten Anstrengungen zusammenzubrechen drohte, weiß von der Unerbittlichkeit alter Schwestern zu berichten, wenn sie um Erleichterung bat. Hier nur ein Beispiel von vielen.

Eine Probeschwester, deren Füße dick geschwollen und entzündet waren, erbat sich von der Oberschwester nach dem Abendbrot die Erlaubnis, sich hinlegen zu dürfen, erhielt aber die Antwort: ‚Heute Abend um 10, nicht früher. Inzwischen beten Sie und danken Sie dem Herrn, daß Sie um Seinetwillen leiden dürfen.‘

Einer neu eingetretenen Schwester fielen die Augen zu, und sie konnte sich vor Rückenschmerzen kaum auf dem Stuhle halten, als sie nach angestrengtem Nacht- und Tagesdienst von 9—10 noch Armensachen nähen mußte. Trotzdem ihr die Oberschwester die Übermüdung ansah, gestattete sie ihr nicht, zu Bett zu gehen, und mußte sie noch eine martervolle Stunde ausharren.“

Eine andre Dame schreibt: „Gebildete Mädchen, deren religiöses Empfinden nicht auf das Höchste gesteigert ist, thun jedenfalls besser, als Schwester vom Roten Kreuz einzutreten, wenn sie den Beruf in sich fühlen, Krankenpflegerin zu werden. Freilich wird auch diesen noch in manchen Verbänden viel zugemutet, was von Leichen- und Scheuerfrauen, Wäscherinnen und gewöhnlichen Wärterinnen unter scharfer Aufsicht ebensogut verrichtet werden könnte. Den vorerwähnten Beispielen religiöser Schroffheit mögen einige andere angereiht sein.“

„In einem Briefe meiner Schwester aus ihrer damaligen Probeschwesternzeit,“ berichtet die erwähnte Dame, „heißt es:

„Ach Luise, hilf mir doch zurecht, ich werde ganz verwirrt und innerlich schwankend, alles, was uns zu Hause als edler Lebensgenuß und Bildungsmittel galt, erscheint hier als sündhaft. Heute citierte ich einmal unwillkürlich Fritz Reuter; ‚und Sie schämen sich nicht, Maria, zu sagen, daß Sie solchen Autor gelesen haben?‘ fuhr man mich an.“

Ein andrer Brief erzählt:

„Jetzt pflege ich eine gebildete, ältere, kranke Schwester. Vor einigen Tagen komme ich zu ihr, um die übliche Morgenandacht

mit ihr zu halten, und da treffe ich sie in Thränen an. Auf meine teilnehmende Frage kommt nach und nach folgendes Bekenntnis von ihren Lippen: ‚O Maria, was habe ich gerungen um innere Freudigkeit die ganzen vielen Jahre, die Arbeit hat mir ja geholfen, die Sehnsucht nach einem andern Dasein zu unterdrücken, aber heute überwältigt sie mich; ach, könnte ich doch nur noch ein einzigesmal ein schönes Mendelssohnsches Lied hören! Gute Hausmusik gehören bei uns zu Hause zum täglichen Brot.‘ Warum aber müssen wir auf alles dies verzichten, was uns doch in unserm schweren Berufe erfrischen und erheitern könnte? Die Märtyrergeschichten, mit denen wir zum Nachtisch oft noch traktiert werden, sind wahrlich dazu nicht angethan!“

Das, was bei manchen Privatpflegen oft als eine gewisse fromme Härte empfunden wird und zuweilen die Ursache ist, daß man sogar auf die treffliche Pflege der Diakonissinnen verzichtet, ist das Herandrängen an den Kranken mit Sterbeliedern und Todesvorbereitungen. Dafür darf man aber die einzelnen Schwestern nicht verantwortlich machen, denn sie sind in erster Linie geistliche Gehilfinnen, und das ist ja ihre Aufgabe.

Warum noch so manchmal in einzelnen Mutterhäusern Askese um der Askese willen geübt werden muß, kann man ohne den mönchischen und klösterlichen Grundsatz: das Fleisch abzutöten, nicht begreifen. Z. B. hatten zwei Freundinnen gemeinsam den Eintritt in einen der Kaiserswerther Verbände beschlossen und gebeten, man möchte sie doch nicht sobald trennen und auch in einem Zimmer wohnen lassen.

Schon nach wenigen Wochen wurde die eine in eine weit entfernte Station versetzt. Als die andre nach dem Abschied betrübt in das seither gemeinsame Zimmer trat, war eine fremde, arme, alte Frau für mehrere Wochen ihre Zimmergenossin geworden.

Sie fragte die Oberin, warum dies geschehen sei. Dieselbe hieß sie schweigen, sie habe sich, ohne zu fragen, durchaus in alles zu fügen. —

Der dortige Anstaltsgeistliche hielt den Probeschwestern eine donnernde Rede gegen die unnötigen Freundschaften und sagte: am liebsten möchte er den Freundschaftsbacillus ganz aus den Anstalten hinausbringen.*)

Auch das nachstehende Beispiel ist nicht ohne Interesse:

Eine gebildete Schwester war bei einer reichen Beamtenwitwe, die ein langwieriges Krebsleiden hatte. Dieselbe erwies sich dem Mutterhause durch große Schenkungen sehr dankbar dafür, daß sie in ihrer Einsamkeit mit der trefflichen Pflegerin auch einen geistigen Austausch haben konnte, — aber nach sechs Wochen mußte, um des Gleichheitsprincipes willen, diese Schwester in ein Arbeiterspital, und die Witwe erhielt ein gutes, aber derbes und beschränktes Bauernmädchen.

Die andere, eine zarte Persönlichkeit, aber mußte dort auf Befehl des jungen Assistenzarztes einen schweren Kranken tragen. — Sie hat sich dadurch ein unheilbares Unterleibsleiden zugezogen, so daß sie vom 35. Jahre an nicht mehr Pflegerin sein konnte.

Von einem Anstaltsgeistlichen wurde das den Fernerstehenden hart erscheinende Wechseln und Trennen damit gerechtfertigt, daß man oft Gründe dazu habe, die man nicht öffentlich mitteilen wolle, z. B. Furcht vor Liebeleien, oder Streit oder Unzufriedenheit der Kranken, oder Rücksicht gegen eine Schwester, die lange auf einer schweren Station war. Man habe die Erfahrung gemacht, daß gerade in dem einförmigen Leben ein Wechsel oft wieder neue Arbeitsfreudigkeit gebe. Das hat vieles für sich, nur sollte man den Beteiligten selbst die Gründe angeben; das sklavische, blinde Gehorchen paßt nicht mehr in unsere Zeit und wird den Gebildeten besonders schwer.

---

*) Was mag wohl dieser Herr zu Schillers „Bürgschaft“ sagen?

Fast unglaublich klingt aber die folgende Begebenheit, welche dem Briefe einer gebildeten, ärmeren Patientin an eine befreundete Dame entnommen ist*). Die Kranke schreibt aus der Klinik:

Verehrte Frau Hauptmann!

„Ich fürchte das rechte Auge vollends zu verlieren, solch namenlos schmerzhafte Entzündung hatte ich darin, und daran war nichts schuldig als die — unverletzliche Hausordnung der frommen . . . . Schwestern.

Denken Sie, mein Bett stand unmittelbar an der Thüre, und dieselbe mußte Tag und Nacht offen bleiben. Dieser Thür schräg gegenüber befand sich ebenfalls die stets offene Hausthüre, durch welche in den damals regnerischen Nächten die feuchte, kalte Nachtluft ununterbrochen über mich hinströmte.

Alle Bitten um Abänderung, selbst die, die Kopfkissen ans Fußende zu verlegen, damit ich wenigstens nicht das blendende Licht des gegenüberliegenden großen Fensters zu erdulden hätte, prallten an den kühlen Worten der Schwester ab: ‚Nein, das ist gegen die Hausordnung', und darein müssen sich die Kranken fügen, — dulden Sie um Christi willen, wie Er für Sie geduldet hat.'

Selbst die Ärzte sind diesen frommen Schwestern gegenüber machtlos. Ich hielt einen Fächer, den ich aus Vorsicht für meine Augen stets bei mir hatte, vor dieselben, um nur einigermaßen die furchtbaren Schmerzen des blendenden Lichtes zu mildern.

Als die fromme Schwester das sah, nahm sie ihn mir als unstatthaft weg, und was blieb mir übrig, als aufzustehen und mich mit den schmerzhaften Folgen der vorhergegangenen Unterleibsuntersuchung in eine dunkle Ecke auf einen harten Stuhl zu

---

*) Zahlreiche ähnliche Klagen sind mir zugegangen.

setzen. Meine Bitten um Entlassung fanden kein Gehör, denn mein interessanter Fall mußte noch beobachtet werden.

So habe ich noch 11 Tage aushalten müssen, bis ich dem Professor energisch erklärte, ich bliebe keinen Tag weiter, und wenn ich in den Hospitalkleidern die Anstalt verlassen müsse u. s. w."

Sehr zu bedauern ist, daß durch einzelne derartige Schroffheiten manche Laien vergessen*), daß die ganze großartige Schöpfung der mehr als 100 Diakonissenhäuser, zerstreut in alle Lande, nur der Begeisterung wahrer Frömmigkeit zu verdanken ist, und durch diese aus den kleinsten Anfängen das geworden ist, als was wir sie kennen — eine Welt der liebevollsten Hingabe für die leidenden Mitmenschen.

---

*) Aber dieses Vergessen ist zweifellos menschlich. Es wird auch eine Aufgabe der Leiter dieser Krankenhäuser bleiben, dahin zu wirken, daß auch nicht einmal einzelne solcher Fälle von Schroffheiten möglich sind.

III.

Organisationen und Statuten aus den bestehenden Verbänden.

a. Organisationen und Statuten.

Motto:
Prüfet alles und das Beste behaltet.

In der Geschichte der Diakonie von Pastor Schäfer in Altona werden die Pflegerinnen eingeteilt in:

1. Diakonissinnen und barmherzige Schwestern, welche statutarisch eine kirchliche Einrichtung sind.

2. Weltliche Pflegerinnen, die Schwestern vom Roten Kreuz, die große Gruppe der Luisen-, Olga-, Albertiner-, Alicen-, Clementinerschwestern u. s. w., deren Gründerinnen oder Protektorinnen meist die Fürstinnen der verschiedenen deutschen Länder sind. Sie haben die mildesten Statuten. Dann folgen noch verschiedene kleinere, selbständige Privatpflegerinnen-Verbände, welche sich zum Teil auch großer Beliebtheit erfreuen.

Pastor Schäfer sagt:

„Die altkirchliche Diakonie war ein Kirchenamt zur Unterstützung des Predigeramtes in allen mehr äußerlichen Verrichtungen, welche innerhalb des weiblichen Berufes liegen. Auch heute ist die durch Pastor Fliedner am 13. Oktober 1836 wieder erneute Diakonie eine indirekte Hilfe für das geistliche Amt bei der Arbeit in allen Anstalten geistlicher Barmherzigkeit, welchen Namen sie auch haben mögen, besonders in solchen

schwierigen Fällen, über welche der einzelne Pastor nicht Herr wird, z. B. in Altersheimen, Gemeindehäusern, Rettungshäusern und Magdalenenasylen u. s. w.

Es sollte deshalb sich jeder Pfarrer näher mit der Diakonie bekannt machen; denn, giebt es wohl einen katholischen Geistlichen, der nicht genau von den barmherzigen Schwestern Bescheid wüßte? Er weiß, daß hier ein Lebensnerv seiner Kirche liegt, dem er alle Beachtung schuldig ist." — „Und", setzt der Verfasser hinzu, „manche evangelischen Geistlichen wissen oft gar nicht, was sie am Diakonissenamte haben.

Solche Bekanntschaft ist aber nötig, wenn man die Sache fördern will. — Diese nähere Kenntnis der ursprünglichen Hauptbestimmung der Diakonissinnen mangelt aber ohne Zweifel nicht nur manchen unserer Geistlichen, sondern auch vielen Laien."

Es wird in dem Buche noch besonders hervorgehoben, daß die Krankenpflege nur ein Teil der Aufgabe der Diakonissinnen ist und nicht, wie bei den weltlichen Verbänden, ihr ausschließlicher Beruf. Diese mannigfaltige Thätigkeit macht diesen Beruf nur um so anziehender für manche Naturen. Wir wünschen deshalb um so mehr, es möchten bald noch manche Neugründungen mit milderen Anforderungen kommen, um dieses schöne Amt auch noch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Die Diakonie gründet sich auf die biblischen Gestalten der Tubea und Phöbe und deren Thätigkeit in der christlichen Gemeinde.

Dieses Diakonissenamt geriet erst allmählich in Verfall durch das sich immer mehr entwickelnde Klosterleben.

„. . . . Das gotterwählte Werkzeug", fährt die Schrift fort, „durch welches die weibliche Diakonie in der evangelischen Kirche erneuert werden sollte, war der Pfarrer Theodor Fliedner in Kaiserswerth am Rhein. Derselbe hat eine ganze Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten geschaffen, von denen jede einzelne ihn als ein besonderes Segenswerkzeug in Gottes Hand erscheinen läßt.

Das Größte indessen, was ihm gelungen, die Sache, welche

seinen Namen für alle Zeiten in die Bücher der Geschichte des Reiches Gottes eingeschrieben hat, ist die Erneuerung des apostolischen Diakonissenamtes. Damit hat er der Kirche ein fehlendes Glied der Bewegung, Thätigkeit und Wirksamkeit wiedergeschenkt, dessen Erweckung sie ihm nicht genug danken kann." . . . .

Eine jüngere Gründung sind die weltlichen Pflegerinnenverbände. Dem ursprünglichen Grundsatze nach war die neue Organisation der Verbände vom Roten Kreuz eine mildere in ihren Anforderungen an die Schwestern. Aber in der Praxis haben manche allmählich die strengere Handhabung der Statuten der älteren Diakonissenhäuser angenommen, sodaß, wie wir gesehen haben, aus manchen die ähnlichen Wünsche und Klagen herausdringen. Viele haben aber auch schon einige der gewünschten Erleichterungen eintreten lassen, um den Kreis der Teilnehmerinnen zu erweitern. Würden diese Vorschriften eingehalten, so wäre der Beruf für eine weit größere Anzahl zu ertragen, aber es bildet, wie schon oben gesagt, nur zu häufig die Ausnahme die Regel, wodurch die Kräfte erlahmen.

Daß die geschriebenen Satzungen durchweg erträglich sind, läßt sich am besten durch Wiedergabe der Statuten einiger Anstalten zeigen. Es mögen daher einzelne folgen und zwar zunächst jene des Viktoriahauses zu Berlin.

Bedingungen für die Privat-Krankenpflege.

1. Eine Anzahl unserer Pflegerinnen übernimmt Privatpflege gegen Vergütung an das Viktoriahaus. Die Vergütung beträgt:

   Mk. 30,— für die Woche,
   „ 5,— für Tag und Nacht,
   „ 4,50 für eine Nachtwache.

   Weniger bemittelten Familien kann eine Ermäßigung dieser Beträge durch ein Übereinkommen mit der Oberin des

Viktoriahauses, welches indessen beim Beginn der Pflege getroffen werden muß, gewährt werden.

2. Bei Dauerpflegen ist es erforderlich, um die Gesundheit der Pflegerin nicht zu schädigen, daß dieselbe in je 24 Stunden 6 Stunden dauernden Schlaf und eine halbe Stunde Bewegung in freier Luft erhält. Wenn sie die Nacht hindurch gewacht hat, ist dafür zu sorgen, daß sie in einem verschließbaren ruhigen Zimmer am Tage schlafen kann.

   Nachtwachen, bei denen die Pflegerin in das Viktoriahaus zum Schlafen zurückkehrt, haben die Dauer von 12 bis 13 Stunden.

3. Die Pflegerin nimmt die Mahlzeiten entweder allein oder mit der Familie, nicht im Krankenzimmer.

4. Bei Dauerpflegen hat die Pflegerin eine Mahlzeit vor Beginn und eine nach Beendigung des Nachtdienstes zu beanspruchen. Während der Nacht erhält sie Thee, Kaffee oder Kakao nebst Butterbrot.

5. Zu häuslichen Arbeiten, welche mit der Krankenpflege nichts zu thun haben, ist die Pflegerin nicht verpflichtet.

6. Die Oberin bittet, ihr 24 Stunden vor Beendigung der Pflege von der bevorstehenden Rückkehr der Pflegerin Nachricht zu geben, und würde einige Worte darüber, wie die Pflegerin ihre Pflichten erfüllt hat, mit Dank entgegennehmen.

7. Die Auslagen für die Fahrten bei der Ankunft und Abreise der Pflegerin werden in die Rechnung über das Pflegegeld aufgenommen.

8. Geschenke irgend welcher Art dürfen unsere Schwestern für sich in keinem Fall annehmen. Wenn Kranke oder deren Angehörige sich — außer der Zahlung des Pflegegeldes — erkenntlich erweisen wollen, so werden Beiträge zum Invalidenfonds oder der Erholungskasse der Schwestern von der Oberin mit Dank angenommen.

9. Es ist wünschenswert, daß die in Berlin thätigen Pflegerinnen sich wöchentlich aus dem Viktoriahause frische Kleidung holen.
10. Postanweisungen und Anfragen wegen Krankenpflegerinnen sind zu senden an die Oberin des Viktoriahauses L. Fuhrmann, Berlin NO., Städt. Krankenhaus Friedrichshain.

Der Vorstand
des Vereins Viktoriahaus für Krankenpflege.
Delbrück.

Die Viktoriaschwester erhält 300 Mark Gehalt, welches vom dritten Jahre an um 50 Mark jährlich steigt bis zu 500 Mark. Nur vorzügliche Leistung bis 600 Mark.

Auch in diesem milderen Verband ist das gefürchtete Leichenbesorgen, das so manches Mädchen vom Eintreten abhält, nicht ausgenommen und den Gemeindeleichenfrauen zugewiesen.

Es sind daselbst auch in einem Jahre von 20 neugeschulten Schwestern 17 wieder ausgetreten und warum wohl? möchte man aus Liebe zur Sache wohl gerne wissen.*)

Unter manchen andern Statuten, z. B. jenen des bayrischen Frauenverein vom Roten Kreuz und vielen andern ähnlichen, finden sich manche harte Bestimmungen. Z. B. werden die 150 Mark, die von den Probeschwestern als Kaution eingelegt werden müssen, weder beim freiwilligen noch gezwungenen Austritt zurückbezahlt, sondern fließen in die Anstaltskasse. Wie oft muß aber eine Probeschwester plötzlich durch Mangel an Kraft, oder Tod in der Familie oder Unglücksfälle andere Pflichten übernehmen.

Ist es da nicht traurig, wenn sie für zweijährige harte Arbeit nicht nur keinen Gehalt hat, denn die 18 Mark monatlich

---

*) Sollte ein so hoher Prozentsatz sich nicht dazu geeignet haben? das ist doch kaum anzunehmen. Vielleicht ist ihnen der Beruf zu schwer gemacht worden. Wenn dem so ist, so könnten diese in Zukunft doch wenigstens nach englischem System, wie später beschrieben wird, als „Hilfsschwestern" periodisch den Anstaltsschwestern aushelfen.

braucht sie notwendig für Kleidung, Schuhe und dergleichen, sondern auch noch die Kaution verlieren soll? — Auch wird vielfach erst ein Pensionsfond gegründet, zu welchem die Schwestern von ihrem kleinen Monatsgeld noch 4 pCt. abgeben müssen. Selbst 20 bis 25 harte Jahre der Dienstzeit allein berechtigen nicht zur Pension, es muß Arbeitsunfähigkeit hinzutreten. Wenn nach zehnjähriger Dienstzeit durch Kränklichkeit die Unmöglichkeit zum Weiterpflegen eintritt, so erhält sie jährlich 150 Mark Pension!

Wie soll eine Schwester, die von Haus aus arm ist und sich nie etwas ersparen konnte, davon leben? Ach! Warum sorgt man nicht auch für diese hochherzigen Arbeiterinnen im Dienste der Nächstenliebe besser durch Kranken- und Alterskassen?

Die höchste Pension nach 20—30jähriger Dienstzeit sind 300—450 Mark in M .... Wenn es Raum giebt im Mutterhause, so können sie statt dieser Pension freie Station und 6 Mark Monatsgeld haben. Sie müssen aber ihre Kräfte noch nach Möglichkeit verwenden, Strümpfe stopfen, flicken u. s. w. Dieser Verein ist konfessionslos, und jede Schwester geht in den Gottesdienst ihrer Kirche.

Nach den Statuten vieler Mutterhäuser ist die Ausgangsfreiheit und das Recht, Besuche zu empfangen, gleich Null.

In andern wird steter Ernst empfohlen; während doch eine heitere Pflegerin gewiß wohlthuender auf die Kranken wirkt. Diese Mahnung führt vor strengen Oberinnen oft zu Heuchelei und Augendienerei. — Zum Glück giebt es aber viele Mutterhäuser, in welchen Heiterkeit erlaubt ist, und zahlreiche andere, in welchen die Schwestern ein glückliches, befriedigtes Zusammenleben führen. In andern Statuten wird das Gelöbnis unverbrüchlichen Stillschweigens über das Anstaltsleben für alle Zukunft verlangt.

Wieder in andern Verbänden, zu welchen viele Schwestern aus den höheren Ständen gehören, wird die gröbere Arbeit von Anstaltsmägden besorgt.

Über die Verpflegung und Kost der Schwestern herrschen sehr extreme Anschauungen in den Hausregeln. Sie ist oft von asketischer Reizlosigkeit und Dürftigkeit, steigt aber in andern Häusern bis zu reichlicher, kräftiger, rationeller Ernährung.

Manche dürfen während der Privatpflegen wie die barmherzigen Schwestern nur im Mutterhause essen und bekommen während der Nachtwachen nichts. In andern ist vernünftigerweise alles in gedruckten Vorschriften genau für die wohlhabenderen Häuser der Privatpflege vorgeschrieben, auch was die Pflegerin bei Nachtwachen zu beanspruchen hat, u. s. w. Bei unbemittelten Kranken besorgt das Mutterhaus die ausreichende Verpflegung.

Nach den Statuten und gedruckten Haus- und Geschäftsordnungen zu urteilen, gehören unter andern das Clementinenhaus in Hannover, die Alicenschwestern in Darmstadt, die Luisenschwestern in Karlsruhe, die Diakonissenhäuser in Augsburg und Schw.-Hall, das Viktoriahaus in Berlin, der Albertinerinnenverein in Sachsen u. s. w. zu denjenigen Verbänden, welche mehr zum Wohlergehen ihrer Schwestern zu thun wünschen, als manche der älteren Anstalten für notwendig erachten.

Es soll hier noch ein Beispiel von Statuten folgen.

Auszug aus der Pflegerinnen-Ordnung des Albertinerinnen-Vereins.

Zur Aufnahme in das Carolahaus, der Lehrstätte des Albertinerinnenvereins, als Lehrschwester kann sich jede unbescholtene Frau oder Jungfrau melden. In der Regel soll die Lehrschwester das 20. Lebensjahr erreicht, das 40. nicht überschritten haben. Auch soll sie mindestens die gewöhnliche Schulbildung besitzen.

In den ersten sechs Monaten erhält die Schwester von dem Verein für ihre Dienstleistungen nur freie Station. Nach Ablauf dieser Zeit erhält sie ein monatliches Taschen- und Bekleidungs-

geld von 12 Mark, welches nach abermaligem Ablauf von sechs Monaten bis zu 18 Mark monatlich von dem Direktorium erhöht werden kann.

Die Schwester hat bei ihrer Aufnahme durch das Direktorium eine Sicherheit von einhundert Mark, welche in barem Gelde oder in mündelmäßigen Wertpapieren oder Sparkasseneinlagen bestehen kann, bei der Vereinskasse zu hinterlegen. Diese Sicherheitsleistung dient zur Deckung der Kosten der Verpflegung durch den Verein während der Lehr- und Probezeit. Scheidet eine Schwester vor Ablauf von drei Jahren freiwillig aus, oder wird sie wegen ihres wiederholten unbotmäßigen oder pflichtwidrigen Verhaltens entlassen, so verfällt die obige Summe zu gunsten des Vereins.

Die Zinsen dieser Sicherheitsleistung verbleiben derjenigen Person, welche sie gestellt hat. Ihre Rückgabe erfolgt sofort nach beendigter Probezeit, außerdem aber nur dann, wenn die Lehr- oder Probeschwester krankheitshalber oder aus dem am Schlußsatze dieses Absatzes bemerkten Grunde wieder entlassen wird. Dem Direktorium ist es vorbehalten, von dieser Sicherheitsleistung ganz oder teilweise in besonderen Ausnahmefällen abzusehen. Die Einziehung derselben tritt übrigens dann nicht ein, wenn die Entlassung vom Direktorium wegen Mangels der Schwester an dem erforderlichen Geschick zur Krankenpflege zu verfügen ist.

Die Reisekosten sind von der Aspirantin allein zu tragen. Auch bei einer Entlassung, falls die Schwester ungeeignet für den Beruf erscheint, hat dieselbe keine Ansprüche auf irgend welche Entschädigung seitens des Vereins zu machen.

Nach zurückgelegter dreijähriger Lehr- und Probezeit und bestandener Prüfung treten die Probeschwestern in die Reihe der angestellten Pflegerinnen (Albertinerinnen) ein. Dieselben empfangen neben freier Station ein monatliches Taschen- und Bekleidungsgeld von 18 Mark, das stufenweise von Jahr zu Jahr bis zu 30 Mark steigt. Angestellte Albertinerinnen haben nach

10jähriger vorwurfsfreier Dienstzeit, falls sie ohne eigenes Verschulden erwerbsunfähig werden, Anspruch auf einen Ruhegehalt.

Für die Albertinerinnen ist eine vorgeschriebene Kleiderordnung vorhanden. Doch ist es den Lehrschwestern gestattet, in den ersten Monaten noch ihre frühere Kleidung, indes nur dunkle, einfache Sachen zu tragen.

Eine Pflegerinnenschule kann aber nur in einer großen Stadt in einem großen Hospital zu einer gedeihlichen Entwicklung kommen.

Auch die Diakonissenverbände haben ihre Mutterhäuser mit Krankenanstalten verbunden, viele haben förmliche Diakonissenschulen, in welche schon 14jährige Mädchen aufgenommen werden, welche aber auch nicht vor dem 20ten Jahre als Schwester das Gelübde ablegen dürfen.

Von diesen Anstalten aus werden die Pflegerinnen ausgewählt und versendet. Man hat zu diesen erprobten Einrichtungen im allgemeinen mehr Vertrauen als zu einzelnstehenden unbekannten Privatpflegerinnen.

Neuestens tauchen zwar vielfach in größeren Städten, wie z. B. in Hamburg, Altona, Berlin, Frankfurt u. s. w. kleinere Privatanstalten auf, welche sich eines anerkannt guten Renommees erfreuen.

Öfter mieten auch einzelne ältere Damen oder Familien ein Haus mit einigen Krankenzimmern und Wohnungen für 6—10 oder noch mehr gut geschulte gebildete Pflegerinnen. Diese letzteren werden von den Ärzten in der Stadt zu ihren Kranken geholt und gut belohnt. In die vorhandenen Krankenzimmer bringen die Ärzte einzelne Kranke, die keine Familie am Orte selbst haben und es vorziehen, sich hier verpflegen zu lassen statt in dem von ihrem Arzte oft zu entfernten großen Krankenhause.

Die Pflegerinnen bezahlen der Hausmutter monatlich ihre Kost und Wohnung, so daß dieselbe kein zu großes Risiko bei diesem Unternehmen hat. Die Pflegeschwestern müssen sich aber, was sehr zweckmäßig ist, ebenfalls strenge einer bestimmten Hausordnung fügen und ein tadelloses Leben führen.

Die Bedingungen und Statuten sind sehr verschieden. Ich lasse hier als Beispiel jene von einem Berliner Institut für Privat-Krankenpflege folgen.

Statuten für die Schwestern des Instituts für Privat-Krankenpflege.

I. Angenommen werden Frauen und Mädchen aus gebildeten Ständen, die ihre Ausbildung in der Krankenpflege in guten Pflegerinnenschulen erhalten haben und als Schwestern in Spitälern thätig waren.

II. Dem Aufnahmegesuch ist der Geburtsschein, eine kurze Lebensbeschreibung, Zeugnisse über Spitalsthätigkeit und in Ermangelung derer die Empfehlung eines Arztes beizufügen.

III. Die Schwestern erhalten nebst Oberkleidung, freier Station und Wäsche im ersten Jahre 25 Mark monatlich, vom zweiten Jahre an außerdem 50 Pfg. für jeden Tag, den sie in Pflege sind.

IV. Während der ersten zwei Monate kann das Verhältnis zwischen Oberin und Schwestern in 8 tägiger Kündigungsfrist gelöst werden. Nach Ablauf dieser Zeit ist für beide Teile eine 6 wöchentliche Kündigung erforderlich.

V. Entlassen wird eine Schwester:

1) Wenn sie die Anforderungen, die Arzt und Oberin an ihre Leistungen als Pflegerin zu stellen berechtigt sind, nicht erfüllt.
2) Wegen Unfolgsamkeit.
3) Wenn sie über die Krankheit und die Familienverhältnisse des ihr zur Pflege anvertrauten Kranken Nachteiliges verbreitet.
4) Wegen Unsittlichkeit.
5) Wegen Unverträglichkeit mit den Schwestern.

VI. Die Schwestern verpflichten sich, jede Pflege in und außerhalb Berlins zu übernehmen; auch bei Epidemieen und im Kriege thätig zu sein.

VII. Die Schwestern haben im Dienste die vorschriftsmäßige Kleidung zu tragen.

VIII. Die dienstfreien Schwestern haben ihre Zimmer selbst in Ordnung zu halten (die groben Arbeiten werden vom Dienstmädchen verrichtet), bei dem Anfertigen von Verbänden und der Hauswäsche, insoweit dieselbe für den Gebrauch der Kranken oder Schwestern bestimmt ist, zu helfen.

IX. Einige dienstfreie Schwestern müssen immer in der Anstalt anwesend sein und die Dienstkleidung tragen, um dem Rufe des Arztes oder einer Familie sofort Folge leisten zu können.

X. Den dienstfreien Schwestern steht das Recht zu, ihre eigene Kleidung zu tragen.

XI. Die Thätigkeit der Schwestern steht unter Aufsicht der Oberin, d. h. die Oberin wird jeden Kranken, dem sie eine Schwester ihrer Anstalt zur Pflege geschickt hat, zeitweise besuchen, um sich zu überzeugen, ob die Schwester in ihrer Arbeit tüchtig ist und ob sie zur Zufriedenheit des Kranken und der Familie arbeitet. Bei den betreffenden Herren Ärzten wird die Oberin Nachfrage halten.

XII. Den Schwestern ist es untersagt, in religiösen Dingen auf die Kranken einen Einfluß ausüben zu wollen.

XIII. Die Schwestern haben im Verkehr mit dem Publikum sich eines höflichen und bescheidenen Benehmens zu befleißigen, sie müssen trachten, durch Geduld und Freundlichkeit sich die Liebe der Kranken und deren Angehörigen, durch Folgsamkeit und sachgemäße Arbeit das Zutrauen und die Achtung der Ärzte zu gewinnen.

XIV. Die Schwestern haben die von der Oberin erlassene Hausordnung zu befolgen und obige Statuten vor ihrem Eintritt zu unterschreiben.

Berlin, April 1891. Laura Martensen

Oberin.

Eine neue, sehr schätzenswerte Privat-Schöpfung ist vor wenigen Jahren in Berlin durch einen Verein ins Leben getreten.

Es ist „Das Märkische Haus für Krankenpflege“. Die Statuten und Pflegerinnen-Vorschriften sind zu lang, um sie hier anzufügen, sie sind aber für solche Frauen und Mädchen, welche einzutreten wünschen, stets zu haben bei Hr. Dr. Olshausen, W., Lützowstr. 44.

Nur einiges aus dem Programm des Komitees vom Jahre 1891 soll hier folgen.

„Unser Zweck ist die

Krankenpflege in der Familie

bei Arm und Reich zu fördern. Daß für Berlin und Umgegend auf diesem Gebiete noch unendlich viel zu wünschen bleibt, ist eine Thatsache, die namentlich auch von den Ärzten allgemein beklagt wird, und die allein durch die entschiedene Vernachlässigung dieses Zweiges der humanitären Thätigkeit in früheren Jahrzehnten, sowie durch das rasche Wachstum der Stadt sich erklären läßt.

Wir beabsichtigen, eine möglichst große Zahl von Pflegerinnen auszubilden, dieselben in einem geschlossenen Verbande zusammenzuhalten und der Bevölkerung aller Konfessionen und Stände, jedes Alters und beiderlei Geschlechts zur Verfügung zu stellen der Regel nach gegen Entgelt, nötigenfalls aber auch ohne Entschädigung. Die Thätigkeit der Schwestern bleibt auf die Krankenpflege beschränkt, kann jedoch bei der ärmeren Bevölkerung auf eine gleichzeitige Unterstützung in der Führung des Hauhaltes ausgedehnt werden. Konfessioneller Beeinflussung sollen die Schwestern sich durchaus enthalten. Die reine Armenpflege, Kindererziehung, Leitung von Waisenhäusern und andere derartige Werke der Nächstenliebe, wie sie die Diakonissinnen und auch der Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege ausüben, gehören nicht zu unserm Arbeitsfelde. Auch die Pflege in Krankenhäusern und Kliniken, welche die Hauptthätigkeit des Viktoriahauses für Krankenpflege ausmacht, soll nur dann von unserer Schwesternschaft übernommen werden, wenn diese Anstalten zugleich als Schule für unsere Pflegerinnen dienen.

Die maßgebenden Gesichtspunkte für die Ausbildung unserer Schwestern sollen sein: eine möglichst umfassende, tüchtige technische Schulung und die Gewöhnung an ein liebevolles, sachgemäßes Verhalten dem Kranken gegenüber; zu ersterer gehört mit Rücksicht auf den Dienst bei den ärmeren Klassen der Bevölkerung auch eine Unterweisung in der Führung des Haushaltes und in der Zubereitung der Speisen.

Für ihre Leistungen erhalten die Schwestern freie Wohnung, Beköstigung, Kleidung, sowie Gehalt und in Krankheitsfällen freie Behandlung. Ihnen im Alter und im Falle der Invalidität ein sorgenfreies Dasein zu sichern, wird ein weiteres Ziel sein, auf dessen Erreichung wir den größten Wert legen.

Da es interessant und lehrreich ist, auch von den Organisationen anderer Länder kennen zu lernen, so habe ich mir auch solche verschafft.

In England wählt im allgemeinen die Hausmutter von den Kandidatinnen diejenigen aus, welche kräftig und gesund aussehen, gute Prädikatszeugnisse und eine gute Erziehung genossen haben; z. B. ein Dienstmädchen könnte da kaum eintreten wie bei uns. Man nimmt sie 1—2 Monate zur Probe. Die Religion kann verschieden sein. Wenn die Erwählten Geschicklichkeit für diesen Beruf zeigen, kann die Hausmutter sie als Schülerin aufnehmen. Die Kurse sind nicht immer dieselben, aber in England scheinen sie 2—3 Jahre zu dauern, ehe man das Diplom als gebildete Pflegerin bekommen kann.

Für das erste Jahr als Novize bekommen sie 200—240 ℳ; aber Wohnung entweder im Krankenhaus oder in der Nähe. Jede hat ein eigenes Zimmer und arbeitet ungefähr 10 Stunden täglich. Beinahe immer hat das Haus ein Zimmer mit Klavier und Bibliothek; manchmal hat es auch einen oder mehrere Tennis-Spielplätze. 2 Stunden täglich für Spaziergänge. Eine Uni-

formstracht ist nur im Krankenhause notwendig, wo man sie auch erhält samt Schürzen und der Kopfbedeckung. Gewöhnlich haben sie 1 Tag im Monate ganz frei und 3 Wochen Urlaub im Jahre. Für das zweite Jahr als Probeschwester bekommt man 340 bis 400 *M* und als Schwester 450—600 *M*. Als Pflegerin mit Diplom 600—800 *M*. Die Nachtarbeit ist sehr verschieden. Entweder 1 Monat lang Nachtdienst und den Tag zum Schlafen, oder 1 Monat Nachtdienst und 3 Monate Tagesdienst. Zu jedem Zimmer im Krankenhaus kommt ein Dienstmädchen für die groben Arbeiten. Ein Dienstmädchen zu 25 Betten. Jeder Pflegerin sind 4—6 bestimmte Betten im Spital zugeteilt. Es giebt eine Pflegerin-Pensionsgesellschaft in London.

Vorlesungen werden im Krankenhaus von den Ärzten gehalten über Gesundheitslehre, Physiologie, Krankheitslehre und Anatomie sowie über chirurgische und medicinische Behandlung von Krankheiten.

Aus London erhalte ich von anderer Seite weitere Nachrichten ....

„Nach dem Reifezeugnis treten die Pflegerinnen nun als bezahlte „Schwestern" in die Hospitäler ein, oder schließen sich einem „Nursing Institute" an, um sich der Privatpflege zu widmen.

Das „Institute" verschafft ihnen Privatkranke und zahlt ihnen ein kleines Gehalt; die „Institutes" stehen zum Teil in Verbindung mit einem Hospital, zum Teil sind sie ganz unabhängig. Manche geben nach beendeter Ausbildung die Krankenpflege auf; ich glaube, nur wenige Hospitäler verlangen, daß sich die Probeschwestern verpflichten, nach Ablauf der Lehrzeit noch 1—2 Jahre Krankenpflege zu übernehmen.

In einigen Hospitälern können Damen auf kurze Zeit, 3 Monate bis 1 Jahr, Krankenpflege erlernen, allein dann müssen sie ziemlich viel zahlen.

Die Probeschwestern haben keine rauhe Arbeit zu thun, wie die deutschen Diakonissinnen, u. s. w. — das besorgen in allen

Hospitälern die Krankensaalmägde. Sie müssen aber die Instrumente u. s. w. putzen. Die Probeschwestern und Schwestern haben es in englischen Hospitälern sehr angenehm. Jede hat ein nettes Zimmer für sich und jeden Tag eine bestimmte freie Zeit, in der sie ausgehen kann. Sie bekommen auch von Zeit zu Zeit einen freien Tag.

Die Schwestern, die sich der Privatpflege widmen, bringen gedruckte Regeln mit, — man muß ihnen eine bestimmte Zeit zum Schlafen und Spazierengehen lassen. — Manche Pflegerinnen, die Privatpflege vorziehen, schließen sich an keine Nursing Institutes an und verdienen mehr, weil alles in ihre Tasche geht, während sonst dem Institute ein Teil zufällt; allein sie haben auch viel mehr Mühe, Privatkranke zu finden.

Manche gehen auch zur Armenpflege über und treten irgend einem Wohlthätigkeitsvereine bei, der diese Pflege in der Hand hat. Ich weiß nicht, ob die Pflegerinnen dann Gehalt bekommen oder nur Verköstigung u. dergl.

Sehr viele Mädchen aus gebildeten Ständen erlernen die Krankenpflege, obwohl es ein sehr anstrengender Beruf ist, aber man verpflichtet sich nicht wie eine Nonne und kann jederzeit austreten. Ich denke mir, der Grund, daß in Deutschland so wenig gebildete Mädchen sich dazu entschließen, besteht wohl zum Teil darin, daß sie so harte Hausarbeit thun müssen.

So viel ich gehört habe, muß man sich auch draußen viel mehr binden und sich verschicken lassen.

Die Pflegerinnen tragen hier im Hospital und in der Privatkrankenpflege eine bestimmte Tracht, — verschieden in verschiedenen Hospitälern, können sich aber in ihren Freistunden, außerhalb des Hospitales, kleiden wie andere.

In ihren Freistunden dürfen sie auch in ihrem Privatzimmerchen Besuche empfangen.

Die Pflegerinnen nehmen gesellig dieselbe Stellung ein wie andere Mädchen aus gebildeten Kreisen, und es kommt mir immer vor, als wären sie in weniger nonnenhaften Verhältnissen

als die deutschen Diakonissinnen" schließt die deutsche Schreiberin ihren Brief.

Aus Amerika hören wir: zu 25 Kranken kommt eine Oberpflegerin und vier Unterpflegerinnen, Nacht und Tag zusammen, viermal Tag- und einmal Nachtwache. Wenn sie vier Jahre in dem Hause gewohnt und im Examen viel medizinische Kenntnisse gezeigt haben, können sie wohnen, wo sie wollen, ihre Namen stehen aufgeschrieben, und die Ärzte berufen sie nach Belieben. Während der vier Jahre Lehrzeit erhalten sie kein Gehalt, nur freie Station und, wenn sie pflegen, 60—75 Mark wöchentlich, aber wenn sie nicht pflegen, bekommen sie nichts. Es ist ein Geschäft wie ein anderes; Unterricht bekommen sie im Krankenhaus, sechs Monate sind sie in der medizinischen Klinik. Allein das ist in den Krankenhäusern verschieden. Das erste Jahr muß auch die grobe Arbeit gethan werden, nachher besorgen dieselbe bezahlte Mädchen, ebenso auf der Männerabteilung bezahlte Männer. Alle Religionen sind gleich vertreten. Die Pflegerinnenanstalt gehört zu dem Krankenhause. Eine alte Dame repräsentiert daselbst.

Die reichen Kranken müssen viel bezahlen. Ein Arzt wird gleich entlassen, wenn er nicht höflich gegen die Pflegerinnen ist, ebenso schnell entläßt das Komitee bei geringen Fehlern die Pflegerinnen. Die Zucht ist eine sehr stramme und strenge. Die Pflegerinnen sind vorherrschend aus den gebildeten Ständen, sie müssen über ihren Bildungsgang Zeugnisse beibringen. Manche wollten zuvor Lehrerin oder Ärztin werden und konnten das Examen nicht bestehen.

Die Pflegerinnen haben Tracht im Amte und kommen außer der Berufsthätigkeit in gute Gesellschaft. Für Tennis-Spiele, Klavier, Bibliothek, eigenes Zimmer u. s. w. ist gesorgt. Sie bekommen keine Pension.

Wie wir hören, stehen sowohl in Amerika, als in dem

kirchlichen England die Pflegerinnen-Institutionen meist nicht auf konfessioneller Grundlage, und sind doch auch allgemein sehr beliebt.

Instruktion für die Schülerinnen der Pflegerinnenschule des deutschen evangelischen Hospitals in Odessa.

§ 1. Zum Zweck der Heranbildung von Krankenpflegerinnen für das evangelische Hospital in Odessa besteht bei demselben eine Pflegerinnenschule, welche vorläufig auf einen einjährigen Unterrichtskursus berechnet ist und unter Aufsicht der Hospitalverwaltung steht.

§ 2. Als Schülerinnen werden angenommen evangelische unverheiratete Personen im Alter von 18—25 Jahren von guter Gesundheit, gesittetem Lebenswandel und einer Vorbildung, wie sie in einer besseren Volksschule zu erreichen ist; jedoch ist eine genaue — schriftliche und mündliche — Kenntnis der deutschen Sprache unerläßlich.

Die Zahl der aufzunehmenden Schülerinnen wird entsprechend den Bedürfnissen des Hospitals jährlich von der Verwaltung festgestellt.

§ 3. Die Anmeldung geschieht persönlich bei dem Vorstande der Hospitalverwaltung, und sind dabei folgende Papiere vorzulegen:

a) ein kurzer selbstverfaßter und selbstgeschriebener Lebensabriß.

b) Taufschein.

c) Gesundheitszeugnis.

d) Schulzeugnis.

e) Impfschein.

f) Eine Erklärung, sich der Krankenpflege widmen und den ganzen Lehrkursus durchmachen zu wollen.

Bei Minderjährigen ist eine Einwilligung der Eltern oder Vormünder erforderlich.

§ 4. Der Unterricht wird von den Hospitalärzten und der Oberin erteilt und zerfällt in

I. den theoretischen Unterricht, welcher 2mal jährlich in je 6 wöchentlichen Kursen erteilt wird. Er umfaßt:

a) Kurze Darstellung des Baues des menschlichen Körpers und der Verrichtungen seiner Organe.

b) Allgemeine Krankenpflege, einschl. Hygieine und Diätetik.

c) Unterweisung in den niederen chirurgischen Dienstleistungen — allgemeine Verbandlehre, Hilfeleistung bei Unglücksfällen ꝛc.

d) Allgemeines über Arzneimittel und ihre Wirkung.

e) Verwaltung und häuslicher Dienst.

II. Die praktische Ausbildung in den Abteilungen.

a) Spezielle Krankenpflege — Einrichtung des Krankenzimmers, Reinhaltung, Lüftung — Herrichtung des Bettes — Wäsche — Transport und Lagerung der Kranken — Ernährung, Temperaturmessung, Darreichung von Arzneien — besondere ärztliche Verordnungen (Bäder, Einreibungen, Umschläge, Massage) — Pflege der Rekonvalescenten.

b) Im Operationshause:

Vorbereitung zur Operation — Instrumente — Assistenz bei Operationen — Verbandsmaterial — Vorbereitungen zum Verband — specielle Verbände.

c) In der Apotheke:

Bereitung und Dispensierung der Arzneien, Rezeptur.

Anmerkung: Die Krankenpflege bei Infektions- und Geisteskrankheiten kann vorerst noch nicht besonders berücksichtigt werden.

§ 5. Die Schülerinnen haben im Hospital zu wohnen und sich allen Regeln der Hausordnung zu unterwerfen. Sie erhalten vollständig freie Station, Dienstkleidung und ein monatliches Gehalt.

Es ist den Schülerinnen aufs strengste untersagt, irgend welche Belohnungen von den Kranken anzunehmen. Den Schülerinnen etwa zugedachte Geschenke an Geld sind der Oberin zu übergeben, welche dieselben in die allgemeine Pensionskasse ab-

zuliefern hat, die bei dem evangelischen Hospital noch gegründet werden soll.

§ 6. Im ersten Monat nach dem Eintritt in das Hospital (Probemonat) hat die Schülerin jederzeit das Recht auszutreten; vom zweiten Monat an findet Austritt und Entlassung nur nach vorhergehender vierzehntägiger Kündigung statt.

Im Falle grober Vergehen oder absoluter Unfähigkeit kann sofortige Entlassung erfolgen.

§ 7. Die Schülerinnen sind den Ärzten und der Oberin unbedingten Gehorsam schuldig, sie haben alle von diesen getroffenen Anordnungen auf das Gewissenhafteste auszuführen und die Pflegerinnen im Dienste so viel als möglich zu unterstützen, alle mißliebigen Äußerungen zu unterlassen und über alles, was im Hospital vorgeht, strengstes Stillschweigen zu beobachten. Bei nachgewiesener Tüchtigkeit können Schülerinnen noch vor Beendigung des Lehrkursus als selbständige Pflegerinnen bei Nachtwachen, Assistenz 2c. verwendet werden.

§ 8. Nach Ablauf des Lehrjahres findet eine Prüfung statt, auf Grund deren die Schülerin, welche genügende Kenntnisse gezeigt hat, ein Zeugnis erhält und unter die Pflegerinnen des evangelischen Hospitals mit einer Verpflichtung auf drei Jahre aufgenommen wird.

Schülerinnen, welche die Prüfung nicht bestanden haben, treten aus dem Hospital aus, wofern ihnen nicht die Hospitalverwaltung eine nochmalige Teilnahme an dem Unterrichtskursus gestattet. — Verläßt am Schlusse des Lehrjahres eine Schülerin, sei es freiwillig oder wegen nicht bestandener Prüfung, das Hospital, so übernimmt die Verwaltung keinerlei Verantwortung für die Zukunft derselben.

Vor Beendigung des Lehrjahres und der Schlußprüfung werden den Schülerinnen keinerlei Zeugnisse ausgestellt.

§ 9. Abänderungen und Ergänzungen dieser Instruktion sind vorbehalten.

---

b. Beispiele aus Briefen.

Ich füge den folgenden Brief aus einem mitteldeutschen Lande in seiner ganzen Ausführung bei, weil er uns, wie ich aus verschiedenen ähnlichen Briefen ersehe, ein Bild von noch manchen ähnlichen Auffassungen und Organisationen giebt:

Hochgeehrte Frau!

„Ich habe jetzt das Verordnungsbuch für die N. N. . . . Diakonissinnen in Händen, kann es aber Ihnen leider nicht zustellen, da die Schwester es eigentlich nicht aus den Händen geben soll. Sie sagt, es sei kürzlich neu revidiert worden und lange nicht mehr so streng wie früher, doch immer noch weit strenger als das der Leipziger Diakonissinnen. Obenan gestellt ist der Spruch: ‚Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.‘ Und die Ermahnung zum Gehorsam, zur Selbstverleugnung, zur blinden Unterwürfigkeit ist die Hauptsache. Die Schwestern haben eine Probezeit von ein bis zwei Jahren durchzumachen, während dessen sie den lehrenden Schwestern unbedingten Gehorsam, Liebe und Vertrauen entgegenzubringen haben. Den Rektor haben sie als ihren Seelsorger anzusehen, dürfen sich nur bei ihren Vorgesetzten Rat erholen, nie bei Mitschwestern. Sie haben über alles genaueste Rechenschaft abzulegen, dürfen Briefe nur durch die Probemeisterin empfangen und absenden. Sie sollen ihren Briefwechsel möglichst einschränken, sie sollen auch keine Privatfreundschaften anknüpfen, sondern alle Mitschwestern mit gleicher Liebe umfangen. Nach beendeter Probezeit haben sie folgenden Revers zu unterschreiben:

Ich verspreche mit Aufrichtigkeit des Herzens, dem Diakonissenmutterhause in Treue, Willigkeit und Gehorsam vom heutigen Tage an in jeder mir von der Direktion angewiesenen Stellung zu dienen und mich in keine Verbindung einzulassen, die mich an der gewissenhaften Erfüllung der von mir übernommenen Pflichten, namentlich in Bezug auf die Vorschriften

der Hausordnung, hindern würde. Sollte ich nicht lebenslang im Verbande der Diakonissenanstalt bleiben können, so verpflichte ich mich, den Tag meines Austritts sechs Monate zuvor, unter Angabe der Gründe anzuzeigen, und bei meinem Abgang alles, was mir für meinen Dienst übergeben worden ist, die vollständige Schwesterkleidung, wie den Diakonissenschein zurückzugeben, übrigens allen Ansprüchen irgend welcher Art an die Anstalt wie an die Schwesterkasse zu entsagen. —

Die Diakonissinnen in N. N. erhalten jährlich 80 Mark Taschengeld und die vollständige Hauskleidung. Sie dürfen jährlich zwei bis vier Wochen Erholungszeit beanspruchen. Sie sollen nie Gaben annehmen, wohl aber suchen, dem Mutterhause recht viele zuzuwenden.

Sind die Schwestern außerhalb beschäftigt, so haben sie wöchentlich genaue Berichte einzusenden; ihr Tagebuch, ihr Ausgabebuch, auch über ihre persönlichen Ausgaben, genau zu führen, um es jederzeit einem Vorgesetzten vorlegen zu können. Sie sollen sich überall möglichst an die Tagesordnung des Hauses gebunden halten, besonders in Bezug auf den Gottesdienst, Hausandachten und Gebet. Sie sollen ihre Lektüre beschränken und in Bezug auf Bücher und Zeitschriften den Rat des Rektors einholen. Mitteilungen über Angelegenheiten der Anstalt sind zu vermeiden. Alle Arbeiten sollen möglichst still und geräuschlos verrichtet werden. Einladungen zu Mittagessen, Kaffeegesellschaften, geselligen Abenden und Ausflügen sind nicht gestattet. Nur in Pfarrhäusern dürfen die Schwestern auch außer den dienstlichen Besprechungen verkehren. Christliche Versammlungen und Vorträge, geistliche Musikaufführungen dürfen sie mit besonderer Erlaubnis ihrer Vorgesetzten besuchen.

Daß die Diakonissenhäuser sehr vorzügliche Pflegerinnen aussenden, bedarf nicht der Versicherung, denn es ist anerkannt. Aber warum müssen diese Mädchen so ganz außerhalb allen Verkehrs stehen? Warum stehen sie wie Nonnen absolut unter geistlicher Vormundschaft?

Es scheint, daß ich die erbetenen Statuten des Albertinerinnen und Friedrich-Krankenhauses nicht bekommen kann. . . . ."

Die Vorstände könnten denjenigen, welche, wie die Schreiberin dieses letzten Briefes, mit der Organisation ihrer Verbände nicht zufrieden sind, ruhig entgegenhalten: „Wenn Euch unsere Aufgaben zu schwer sind, so werdet Privatpflegerin." Aber sie selbst bedürfen ja auch neuer Mitglieder, um den immer steigenden Anforderungen an Pflegerinnen genügen zu können.

Aber auch wir halten den Eintritt in einen Verband für wünschenswerter als die Stellung einer Privatpflegerin. Gewiß sehnt sich manches einsame und familienlose Mädchen nach einer zweiten Heimat, nach dem Halt in dem Familienleben des Mutterhauses.

Mit welcher Liebe hängen die Schwestern an denjenigen Mutterhäusern, in welchen die Oberin ihnen eine zweite Mutter und der Vorstand mit väterlichem Wohlwollen für sie besorgt ist. Wie rührend wirkt z. B. ein solches harmonisches freundliches Zusammenleben der Schwestern, von welchem ein erst kurz als Anstaltsvorstand angestellter Geistlicher erzählt: Er habe eine auswärtige Schwester auf einer Pflegestation besuchen müssen; sie fragte ihn, wie es daheim gehe. Er war im Zweifel, ob sie nach seiner oder ihrer Familie frage und äußerte das — „ach nein, ich meine daheim bei uns im Mutterhaus" — das ergriff ihn tief; es zeigte ihm, welch eine hohe Pflicht er vor sich habe, um diesen opfermutigen Mädchen eine schöne Heimat zu bereiten.

Wie erleichtert den Pflegerinnen das ihren ernsten Beruf! Ich besuchte unlängst das M . . . haus in . . . Es war eine wahre Freude, zu sehen, wie glücklich und zufrieden sich die Schwestern fühlten. Wie hoch sie die Ärzte schätzten, welche täglich auch noch abwechselnd unentgeltlich einige Stunden Armensprechstunde und Ambulanz in der Anstalt hatten. Wie sie den Vorstand verehrten und die Oberin liebten. —

Welch ein Segen strahlt von einem solchen herrlichen Zusammenwirken auf die leidende Menschheit hinaus.

Ich schließe hier einen Brief an mit einem ähnlich befriedigend lautenden Bericht.

Liebe Frau W.!

„. . . . . Ich hatte öfter eine freundliche Unterhaltung mit zwei Schwestern des neuen Diakonissenhauses, welches, wie Sie wissen, nicht auf pietistischer Grundlage steht.

An den Schwestern bemerkte ich einen äußerst frischen, frohen Mut, Heiterkeit und eine entschiedene Begeisterung für ihren Beruf. Schwester L. erzählte mir viel von dem fröhlichen Leben und Treiben in dem Kinderspitälchen, in welchem sie gegenwärtig arbeitet. Verschiedene kleine Züge und Begebenheiten ließen erkennen, welch netter, familiärer Ton und Geist zwischen Pflegerinnen und Pfleglingen herrscht. . . . .

. . . . . . Die Schwestern erzählten von viel Arbeit und Mühe, die sie hätten, aber nichts von Überbürdung. Zum Besuchmachen hätten sie sehr wenig Zeit; dagegen werde es ihnen zur Pflicht gemacht, sich durch gute reichliche Nahrung, durch Tagesschlaf und Bewegung im Freien für gehabte Nachtwache zu entschädigen. Im Kinderspitälchen wechselt die Nachtwache zwischen 5 Schwestern. Die Schwestern haben alle und jede Hausarbeit zu thun.

Außer der Morgen- und Abendandacht giebt es keine Erbauungsstunden im Diakonissenhaus, die Schwestern besuchen die öffentlichen Gottesdienste der Stadtkirchen abwechslungsweise.

Sonntags sieht man die Schwestern einzeln, mehr noch in großen Gruppen spazieren gehen, häufig in Begleitung und munterem Gespräch mit den Frauen der beiden Geistlichen, die sehr liebreich mit den Schwestern verkehren, oder mit den Geistlichen selbst, oder sie sind unter sich vergnügt.

Im Hause können sich die dienstfreien Schwestern zu ungezwungenem Beisammensein, oder zum Ruhen in das große, luftige und gut eingerichtete Schwesternzimmer zurückziehen.

Häufig hört man fröhliches Lachen und Singen aus den Fenstern oder aus den das Haus umgebenden Gärten dringen; die Schwestern springen auch wohl mit den genesenden Kindern oder werfen sich Winters mit ihnen Schneeballen. Meist sind es Choräle, die man hört, doch wohl weniger aus Zwang als aus freier Wahl. Zum Lesen scheinen die Schwestern wenig Zeit zu haben, doch sind offenbar Unterhaltungsbücher nicht ausgeschlossen, zumal das Diakonissenhaus einen eigenen Buchhandel besitzt, der zwar nur Bücher von christlicher Tendenz, aber manches Unterhaltungsbuch hat. An Kirchen- und anderen besseren Konzerten, an Vorträgen, Lutherabenden und ähnlichen Unterhaltungen sah ich die Schwestern schon teilnehmen.

Die Kleidung der Schwestern ist dieselbe, wie in den andern Diakonissenhäusern; sie läßt aber dennoch einige kleine Freiheiten zu.

Die Zahl der den besseren Ständen angehörigen Diakonissinnen ist nicht eben klein, und das Hinzukommen neuer gebildeter Elemente ist für dieselben natürlich immer eine Freude. Dabei ist jedoch wahrzunehmen, daß von einem Abschließen derselben den gewöhnlichen Schwestern gegenüber keine Rede ist, was seinen Grund gewiß zumeist darin hat, daß alle sich eins und fest verbunden wissen in dem großen Lebensziel, ihrem Herrn in den Mitmenschen dienen zu wollen. Ferner kommt hinzu, daß es im ...... Diakonissenhause Grundsatz ist, nur begabte Mädchen als Schwestern aufzunehmen. — Diese, wenn auch von Hause aus nicht gebildet, aber mit Begeisterung für ihren Beruf ausgestattet, gewinnen durch Anspannung der geistigen Kräfte beim Unterricht und bei der Pflege und durch den ungezwungenen Verkehr mit gebildeteren Elementen bald auch bezüglich ihres Benehmens sehr und zeigen vielfach einen Herzenstakt und ein Verständnis auch für höhere Lebensfragen, die manches verweltlichte Mädchen aus den sogenannten „besseren Ständen" beschämen müßten.

So freute ich mich über das nette, taktvolle Benehmen, die

angenehme, ungezwungene, von köstlichem Humor durchzogene Unterhaltung, der dem bäuerlichen Stande entstammten Schwestern Helene und Maria von Herzen.

Ein neuer Flügel des Hauses nimmt Privatkranke und Kurgäste auf, was den Küchenschwestern eine ansehnliche Vermehrung ihrer Arbeit bringt.

Die Einrichtungen des Hauses sind sehr schön und zweckmäßig; Herr Pf..... und sein Baumeister haben es trefflich verstanden, das Schöne mit dem Zweckmäßigen zu verbinden."

Wie freut man sich über solche allseitig befriedigende Anstaltsverhältnisse, deren es gottlob sehr viele giebt.

Der nachstehende Brief rührt von einem hochverehrten und gefeierten Pastor liberaler Richtung her. Da ich mich bemühe, alle Ansichten anzuführen nach dem für diese Sache besonders wichtigen Motto an der Spitze dieses Kapitels: „Prüfet alles, und das Beste behaltet", so lasse ich ihn hier folgen:

Verehrte Frau!

„...... Daß die von Ihnen erwogene Frage aller Erwägung würdig, wert und bedürftig ist, ist sicher ......

Ich meine, man lasse die Diakonissenhäuser sein was sie wollen, und versuche es daneben mit anderen Organisationen. Für viele Naturen ist die enge Gebundenheit gewiß das Beste. Die Entbehrungen von Musik, Theater rc. wiegen nach meiner Erfahrung gar nicht hoch. Bei einem so ernsten Beruf giebt es, wenn es Lebensberuf sein will, nur ein Entweder—oder; und wer ihn ernst ergreift, der vermißt die Erholungen der Weltkulturmenschen gar nicht, so wenig als z. B. ich als Pastor. Daß die Diakonissen nicht für Geld dienen, ist auch ein unentbehrlicher Vorzug, nur darum genießen sie überall Vertrauen, und können sie so ungeniert mit einzigartigem Erfolg betteln, weil jedermann weiß, daß sie gar nichts für sich suchen. Da-

gegen ist es vielseitig erwägenswert, ob das Diakonissenhaus seinen Invaliden anheimstellt, mit einer Altersrente bei den Ihrigen oder wo immer oder in der Freistation des Altersheims des Hauses zu leben.

Schwierig ist die Frage der inneren Organisation der häuslichen Gemeinschaft. Aber das ist eine weitschichtige Frage, die übrigens in den bestehenden Häusern schon die mannigfaltigste Lösung gefunden hat und vielseitig noch andere, als die bisher versuchten, zuläßt. Jede hat ihre Vorzüge und ihre Schattenseiten.

Mein Wunsch ist: wer Lust und Kraft fühlt, mag nach eigenen Ideen neue Versuche machen. Das ganz Richtige, evangelischen Anschauungen gemäß, ist noch nicht gefunden; läßt sich aber auch nicht konstruieren; es muß werden. Einiges Katholisierende ist in den bisherigen Typen aller noch vorhanden. Vor allem die Meinung, der Beruf sei ein ganz besonders verdienstlicher, und das Heiraten sei ein Abfall. Doch ist gerade für das Letztere ein pädagogischer Grund vorhanden. Der Gedanke ans Heiraten muß wirklich zurückgestellt werden hinter den Horizont; sonst ist die harmonievolle Berufserfüllung, gerade bei der weiblichen Natur sehr erschwert, wenn nicht unmöglich."

Ihr ergebener

— — —

IV.

Wünsche für künftige Neugründungen von Diakonissen- und Pflegerinnen-Verbänden.

a. 14 Paragraphen mit Wünschen.

Dieselben gehen hervor aus dem Gesamteindruck der uns zugegangenen Berichte.

Ferne sei es, wie schon wiederholt versichert wurde, daß wir an den bestehenden freiwilligen Einrichtungen rütteln möchten. Nur einige Erleichterungen wünschten wir für die glaubens- und willensstarken Mädchen, die darin in Treue ausharren und den Beweis liefern, daß, wenn — wie bei den Spartanern — die Schwachen ausgeschieden sind, die Kraft- und Entsagungsvollen sich auch in strengen und harten Lebensverhältnissen arbeitsfreudig und glücklich fühlen können.

Aber da, wie der häufige Rücktritt der Probeschwestern beweist, die menschlichen Kräfte und Neigungen sehr verschieden sind und man andrerseits auf diesem schwersten weiblichen Arbeitsgebiet noch so vieler Hilfe bedarf, so möchten wir durch unsre nachstehend ausgesprochenen Wünsche — und diese Wünsche teilen viele Gleichgesinnten mit uns — bezwecken, daß bei künftigen Neugründungen von Krankenpflegerinnen-Anstalten auf zahlreichere Abstufungen in den Statuten und mildere Anforderungen Bedacht genommen werde. Nur dann wird es möglich, auch schwächere und unbemittelte gebildete Mädchen für diesen

segensvollen Beruf zu gewinnen und dem Pflegerinnen-Mangel nachdrücklich zu steuern.

In manchen der jüngeren Pflegerinnen-Verbände und auch in einzelnen der älteren Diakonissenhäuser nähern sich, wie freudig anerkannt wird, schon vielfach die Anforderungen mehr dem uns in den nachfolgenden Vorschlägen vorschwebenden Bilde eines der zukünftigen verschiedenartig organisierten Mutterhäuser.

Manche halten zwar eine Fürsorge und Erleichterung für die Krankenpflegerinnen überhaupt für überflüssig. So z. B. schreibt ein Pastor, er halte diesen Beruf nicht für aufreibender, als denjenigen der Lehrerin, Stütze der Hausfrau, Stickerin, Fabrikarbeiterin u. s. w. Dort finde man auch schon aus Anstrengung gebrochene Existenzen von 35—40 Jahren.

Das ist nur ein weiterer schmerzlicher Beweis für die traurigen Erwerbsverhältnisse unseres Geschlechts. Und es muß das unsern Eifer verdoppeln, allüberall unsern Mitschwestern ihren Kampf ums Dasein erleichtern zu helfen.

Nach dem Urteil Sachverständiger dürfte man hoffen, daß durch Berücksichtigung der folgenden 14 Punkte bei Neugründungen die Hauptgründe für die Furcht vor den nicht im Beruf selbst liegenden Erschwerungen wegfallen würden.

---

1. Sollte die oberste Behörde, sei es ein Familienkomitee oder eine Staatsbehörde oder ein humaner Verein, sich eingehend um die Mutterhäuser bekümmern und den Klagen der Schwestern mehr Aufmerksamkeit schenken.

Vielfach wird ein aus älteren tüchtigen Schwestern gebildeter Schwesternrat zur Unterstützung der Oberin in allen wichtigen Sachen und als Beistand gegen ein zu absolutes oder einseitiges Regiment gewünscht.

Denn manchmal ist das Beschwerderecht so illusorisch, wie zuweilen bei den Soldaten gegen ihre Vorgesetzten.

2. Müßten die Gesundheit und Leben zerstörenden häufigen Überbürdungen streng verboten werden.

Nie sollten in einer Woche mehr als 3 Nachtwachen vorkommen dürfen und stets der folgende halbe Tag zur Ruhe verwendet werden. In Notfällen sollten viel häufiger die überall gerne aushelfenden bezahlten Wärterinnen herbeigezogen werden.

3. Müßte es für die unbemittelten Schwestern noch mehr Verbände geben, in welchen sie festes Gehalt bekommen.

Vielfach hält auch die ärmern Mädchen die Furcht ab, die von vielen Verbänden verlangte Kaution zu verlieren, wenn sie die Probezeit nicht bestehen. Dieselbe sollte tüchtigen Mädchen erlassen werden.

4. Wer in den Ferien nicht in das Ferienheim gehen will, sondern zu Freunden und Verwandten, um sich andere Eindrücke zu sammeln, sollte Feriengeld erhalten.

Man sollte denjenigen Schwestern, welche das Bedürfnis dazu haben, mehr Verkehr gestatten, um sie vor Einseitigkeit und Standesstolz zu bewahren, was einzelnen Pflegerinnen zuweilen vorgeworfen wird. Dann können sie auch, was von manchen Ärzten sehr gewünscht wird, den Krankendienst nach frischer Anregung freudiger und anregender vollbringen.

5. Sollte stets für eine gute körperliche Verpflegung der Schwestern gesorgt werden, um die aufgebrauchten Kräfte leichter zu ersetzen. Auch müßten noch häufiger bessere und behaglichere Wohnungsverhältnisse beschafft werden.

6. Müßte die Arbeitszeit mehr gekürzt und für regelmäßige Erholungsstunden in frischer Luft gesorgt werden.

7. Gegen das oft ungeeignete Benehmen mancher jungen Assistenzärzte und ungebildeten Hausmeister müßten die Schwestern von den Vorgesetzten und von den Chefs der Krankenhäuser viel sorgfältiger beschützt werden.

8. Nicht zu viele obligatorische Abend-Andachtstunden für die übermüdeten Schwestern.

9. Die Pflegerinnen sollten sich bei unbilligen Anforderungen noch entschiedener als seither auf ihre gedruckten Vorschriften und Geschäftsordnungen stützen **dürfen**.

10. Dürfte ihnen das Waschen und Ankleiden der Leichen nicht mehr zugeteilt und auch sonstige schmerzliche und nutzlose Erschwerungen vermieden werden. Ebenso sollten die Beziehungen zum Elternhaus mehr gepflegt werden dürfen.

11. Alle Freunde der Pflegerinnenfrage müssen zusammenwirken, um die sociale Stellung der **gebildeten** Schwestern mehr zu heben. Seither war dieselbe meist ebensosehr **herabgedrückt**, wie diejenige der **ungebildeten gehoben**.

12. Die Einrichtung mit den schon erwähnten Hilfs- oder Reserveschwestern müßte zur Entlastung der Anstaltsschwestern noch viel mehr verbreitet werden.

13. Die Bezahlung dürfte vielfach eine erheblich bessere sein, so daß die Pflegerinnen keinesfalls noch die Hilfe ihrer Familien für ihre persönlichen Bedürfnisse in Anspruch nehmen müssen, was häufig geschehen soll.

14. Nach einer kürzer als bisher bemessenen Dienstzeit sollten die Pflegerinnen Anspruch auf Pension bezw. Altersversorgung haben, im Falle der nachweislich durch den Beruf herbeigeführten Arbeitsunfähigkeit aber **jedenfalls** eine hinlängliche Unterstützung verlangen können, statt, wie es vorkommen soll, einfach entlassen zu werden und auch noch ihrer Kaution verlustig zu gehen.*)

---

*) Ein Anstaltsvorstand teilt uns folgendes mit:

„Der Grund, warum man die Diakonissinnen nicht in die gesetzliche Alters- und Invaliditätsversorgung aufgenommen hat, ist hauptsächlich der: man will sie social heben, indem man sie nicht wie gewöhnliche Mägde und Arbeiterinnen behandeln läßt. Dazu müßte auch doppelt bezahlt werden an die, in ihren Leistungen doch recht bescheidene, nicht koulante Reichsversicherung und für das Diakonissenaltersversorgungshaus. Die Rente müßte außerdem der alten oder invaliden Schwester selbst in die Hand gegeben werden, was den Grundsätzen des Diakonissenhauses widerspricht."

Ist das letztere nicht eine peinliche Bevormundung?

b. Hilfsschwestern und Privatpflegerinnen.

Mit der trefflichen Einrichtung der Hilfsschwestern für solche, die sich nicht ganz in einer Anstalt dem Pflegerinnenberuf widmen wollen oder können, ging uns England voran. Der Johanniterorden, Pastor v. Bodelschwingh und andere haben diese praktische Institution auch bei uns eingeführt.

Es lernen nämlich Töchter aus der höheren Gesellschaftsklasse vollständig als Probeschwestern das Pflegeamt und lassen sich am Schlusse in den Verband aufnehmen und als Schwester einsegnen. Dann gehen sie wieder in ihre Familien zurück und leben dort wie zuvor, bis sie vom Mutterhaus einen Auftrag zu einer Krankenpflege erhalten, oder es in ihrer Heimat für sie zu pflegen giebt. Im erstern Falle begeben sie sich in ihrem Diakonissenkleid in das Mutterhaus und nehmen ihre Instruktionen in Empfang, um je nach Bedürfnis 6—8 Wochen Pflegerinnendienste zu thun.

So wird eine beträchtliche „Reservearmee“ herangezogen, welche die Vollschwestern, die im Mutterhause wohnen, vor der seitherigen Überbürdung schützen. Diese Art bescheidenerer und weniger aufreibender Mitarbeit müßte allmählich auch bei uns in jeder größeren Stadt noch zahlreichen Mädchen möglich gemacht werden.

Bei dieser Methode brauchten sie sich nicht ganz vom Familienleben und den Familienpflichten los zu machen und manchen harmloseren Freuden nicht zu entsagen, was in vielen Fällen sowohl den Eltern als auch den Töchtern ein zu großes Opfer erscheint.

Es giebt, wie leider die Praxis beweist, für das steigende Bedürfnis viel zu wenige, welche die volle Entsagung der Anstaltsschwester auf sich nehmen wollen. Daher ist diese zwar kleine, aber zahlreiche Aushilfe sowohl den überbürdeten Vollschwestern als auch den Kranken wie den Ärzten äußerst willkommen.

Manche dieser Hilfsschwestern würden sicher in ihren späteren

Jahren, wenn sie ihre Familienpflichten erfüllt haben, ganz für die Anstalten zu gewinnen sein, wie sonst noch manche ältere, durch veränderte Verhältnisse frei gewordene Frauen und Mädchen, wenn in den Statuten die Altersgrenze für die Aufnahme hinausgerückt oder wenigstens mehr persönliche Ausnahmen gemacht würden. Es wird doch allgemein angenommen, daß die Leistungsfähigkeit unseres Geschlechtes vielfach vom 30.—50. Jahr am größten ist.

Herr Pastor v. Bodelschwingh wurde befragt*), ob diese in seinen Anstalten eingeführte Einrichtung der freiwilligen Hilfsschwestern auch Schattenseiten habe.

Er antwortete: die einzige Klage könnte darin bestehen, daß diese Hilfsschwestern in der Regel nur allzufrüh Heiratsanträge bekommen. Das dürfe aber, so bedauerlich der Verlust für das Mutterhaus sei, doch als eine gute Wahl der Männer begrüßt werden. Auch bleiben diese Frauen meist stets in treuer Anhänglichkeit mit dem Mutterhause verbunden und wirken noch mit zur Entlastung der Anstaltsschwestern, indem sie bei der Krankenpflege in den eigenen Familien dieselben entbehrlich machen.

In ähnlicher mittelbarer Weise wirken auch die in den Kursen für häusliche Krankenpflege geschulten Mädchen und Frauen.

Das Beispiel des Johanniterordens, gebildete Mädchen zu Hilfsschwestern mit Vereinsmitteln in den Diakonissenhäusern — à 1 Mk. täglich — ausbilden zu lassen, kann nicht genug geschätzt und empfohlen werden.

Nur möchte man noch wünschen, der reiche Orden würde weniger strenge mit Rückzahlung des Lehrgeldes sein, wenn eine vermögenslose, eingeschulte Schwester in der Not zuweilen

*) Von Herrn Paul Lechler aus Stuttgart, dem Verfasser des trefflichen Aufsatzes: Über den Gewinn freiwilliger Hilfskräfte für unsere Diakonissenhäuser.

die Krankenpflege als Erwerbsquelle betrachtet, oder wegen Kränklichkeit austreten muß.

Es steht darüber in einem Jahresbericht: „Zwar wird es erreicht, daß bei ihrem Austritt unter Rückgabe des Patentes, die dem Orden erwachsenen Kosten erstattet sind.

Aber sie haben auf diese Weise die Krankenpflege so billig erlernt, daß, wenn solche Fälle sich mehren sollten, darüber Wandel geschaffen werden müsse. . . . .“

Bei dem anerkannt großen Bedürfnis nach geschulten Pflegerinnen erscheint diese Härte nicht ganz in Harmonie mit dieser sonst so humanen Bestrebung.

Weiter heißt es in dem Bericht: „Vielen Johanniterinnen ist es, wenn sie auch keine Erwerbsquelle aus der Krankenpflege machen, doch ganz unmöglich, ohne Taschengeld auszukommen. Deshalb sollten die Diakonissenhäuser denjenigen Schwestern, welche sich ihnen auf längere Zeit zur Verfügung stellen, neben freier Verpflegung ein Taschengeld geben . . . . . .“

Wie es gehalten wird, wenn ein solches unvermögliches Fräulein krank oder arbeitsunfähig im Dienst wird, darüber fand ich nichts in den Berichten.

Bedauerlich ist es, daß denjenigen, die auf eigenen Erwerb für sich oder die Ihrigen angewiesen sind, hier der Eintritt ebenso erschwert wird wie in den Diakonissenverbänden.

Ein weiterer Paragraph scheint die Hilfe bei plötzlichen Krankheitsfällen den Johanniterinnen sehr zu erschweren, die doch nach den Statuten in *ihrer Heimat* wirksam sein sollen.

Es wird ein Fall angeführt, daß bei einem in der Stadt Magdeburg eingeschleppten Cholerafall in der Nacht eine Johanniterin an das Krankenbett gerufen wurde und auch den Kranken mit vieler Aufopferung gepflegt habe. Aber es wurde ihr doch der Vorwurf gemacht, — daß ohne Auftrag des durchlauchtigsten Herrenmeisters die Berufung geschehen sei. Denn es existiert eine sehr weitschweifige Vorschrift, in welcher zu lesen steht, *wer* und wie viele vom Vorstand vorher schnell brieflich

benachrichtigt und gefragt werden müssen, — bis die Pflegerin — endlich an das Bett des plötzlich schwer Erkrankten eilen darf.

Eine weitere Erleichterung für Zeiten der Überbürdung in den Anstalten wäre ein Herbeiziehen

der Privatpflegerinnen,

welche wohl in den Mutterhäusern gelernt haben, aber, wie schon erwähnt, durch irgend welche Verhältnisse nicht ganz eintreten können.

„Warum", möchte man überhaupt fragen, „giebt es nicht mehr Privatpflegerinnen?"

Es wurde mir vielfach darauf geantwortet, daß schwerwiegende Hindernisse dagegen sprechen, obgleich mancher Arzt einer guten Privatpflegerin, die er erprobt hat, den Vorzug giebt vor einer fremden Anstaltsschwester, von der er nicht weiß, was ihm die Oberin in ihr zugesandt hat.

Wie schwer findet sich z. B für eine Krankenpflegerin eine Wohnung in guter Lage bei einer gebildeten Familie, welche keine Furcht vor Ansteckung hat und Bestellungen in ihrer Abwesenheit übernimmt. Wie schlimm steht es um sie bei Krankheit oder Arbeitsunfähigkeit!

Viel höhere Preise als die Anstalten kann sie nicht verlangen, und doch sollte sie sich etwas ersparen. Auch kann sie sich, da sie keinen regelmäßigen Arbeitgeber hat, nur in die — vorletzte Stufe der Altersversorgung und Krankenkasse einkaufen.

Hoffentlich wird diese Ungerechtigkeit allen selbständigen Arbeiterinnen gegenüber bald abgeändert. Daß den für das Volkswohl so nützlichen Pflegerinnen nicht in jeder Beziehung die Sorge für Alter und Krankheit abgenommen wird, ist unbegreiflich, und es ist nur zu natürlich, daß dies viele von diesem Gesundheit und Leben untergrabenden Berufe abhält.

Aus Danzig schreibt eine Privatpflegerin: „Ebenso wie die gebildeten Anstaltsschwestern haben wir auch vielfach über eine schlechte sociale Stellung zu klagen.

Wer nimmt sich unserer in der Gesellschaft an? „Was ist das Mädchen?" heißt es, wenn ihre Bildung und feines Benehmen die Neugier wachruft.

„Sie ist gelernte Krankenpflegerin." — „Ah! so — also eine Wärterin!" — Damit ist sie abgethan. Und es gehört schon eine besondere Hochherzigkeit dazu, wenn einmal eine Dame der guten Gesellschaft eine so „unbedeutende Pflegerin" in ihren Familienkreis aufnimmt und sie bei sich aufatmen läßt von dem Ernst ihres Berufes.

Es giebt, Gott sei Dank, solche Frauen — aber wenige! „. . . Ebenso," fährt die Schreiberin fort, „sollten die Ärzte, die in ihren Vorträgen so großen Wert auf gebildete, nicht nur geschulte Pflegerinnen legen, sich mehr mit dem traurigen, einsamen Lebenswege einer ihnen so notwendigen Gehilfin bekannt machen, vielleicht würden sie dann in Freundeskreisen oder bei den eigenen Frauen darauf hinwirken, daß durch Freundlichkeit etwas mehr Sonnenschein auf diesen schweren Beruf fallen würde.

Von den vielen kleinen, aber oft sehr schmerzenden Quälereien haben ohnedies die Fernerstehenden keinen Begriff. Von den Rücksichtslosigkeiten bei manchen Privatpflegen könnte man lange Klagelieder singen. Z. B. versucht man in manchen Familien immer wieder das oft halb kalt gewordene Mittagessen der Pflegerin in das Krankenzimmer zu stellen, statt sie nach den Statuten mit der Familie oder in einem anderen gut gelüfteten Zimmer essen zu lassen.

Die bedungene Stunde zu einem Spaziergang und einige Stunden Schlaf nach einer Nachtwache wird vielfach sehr widerwärtig oder als Gnade gewährt oder ganz vergessen.

Der Hausarzt, der allein die Macht hätte, für sie zu sorgen, vergißt es oft, oder thut es nicht mit dem gehörigen Nachdruck. . . . . ."

Das sind einige von den Gründen, warum es trotz der Wünsche der Ärzte und Patienten auch noch zu wenige Privatpflegerinnen als Ergänzung der Anstaltsschwestern giebt.

Nicht zu unterschätzen ist die Wichtigkeit der Tracht für den Beruf.

Eine Amtstracht verleiht eine gewisse Sicherheit des Auftretens und giebt dem Träger in vielen Fällen — Halt und Haltung! Auch zeigt sie andern sofort, wen — sie vor sich haben; sie nötigt ferner selbst dem Widerwilligen eine gewisse Rücksichtnahme ab.

Die Ansichten, ob das Amtskleid auch in den Ferien zu tragen sei oder nicht, stehen sich sehr entgegen. Viele wünschen es nicht für das Privatleben oder für Ausgänge u. s. w. Aber andere Sachverständige halten es stets für einen Schutz und eine Kontrolle, welche doch mancher jungen, warmblütigen, lebenslustigen Schwester oder Lehrschwester gegenüber und dieser gegen sich selbst sehr wohlthätig sei. Vielfache Wünsche, namentlich auch von klinischen Patienten, sind mir zugekommen, es möchten die unbequemen steifen Hauben verändert werden, es rege die Kranken ihr Rauschen nervös auf, sie verschließen das Ohr und machen durch das Binden unter dem Kinne sehr warm.

Zur hohen Ehre und zum Ruhme gereicht es dem Schwesternkleid, daß es all überall geschätzt und verehrt wird.

Auch den Rohesten gegenüber ist es ein Schutz und ein Schirm.

Selbst durch die verrufensten Quartiere der großen Städte, welche der mutigste Polizist nicht gerne bei Nacht betritt, schreitet ruhig und ungefährdet die Schwester hindurch. Eine heilige Scheu vor ihrer hohen, ernsten Mission, die sie so oft wie den Soldaten dem Tode entgegenführt, ist ihr Talisman.

Selbst der verbittertste Gesellschaftsfeind, der wildeste Geselle erblickt in ihr einen Engel ausgleichender Barmherzigkeit, der

Trost, Licht und Frieden bringt in die Hütten des Elends, des Unglücks und der Sünde.

Sie schließt mit ihrer Gottesfurcht, Menschenliebe und Opfermut die Kluft, die Neid und Haß, Egoismus, Nihilismus und Genußsucht zwischen den Ständen der Glücklichen und Unglücklichen aufgerissen hat.

Einige Stellen aus dem Briefe einer Freundin mögen hier noch angeführt sein:

„. . . Seit ich im Vorstand für Krankenpflege bin," schreibt dieselbe, „und viel mit unsern Schwestern verkehre, habe ich eine hohe Achtung vor diesem Stande bekommen.

. . . Ich bin mit Deiner Auffassung, daß das Alter und auch das ganze Leben sorgenfrei gestellt werde, ganz einverstanden.

Hier sind viele junge Mädchen der besseren Stände, die Diakonissinnen werden, meistens giebt aber nur die Religion diese Opferfreudigkeit; und wenn ich auch nicht zu den Frommen gehöre, glaube ich dennoch, daß eben Frömmigkeit dazu gehört, um diesen Beruf auf sich zu nehmen. Ich habe eine gute Bekannte, deren Tochter hat sich aus innerm Antrieb diesem Berufe gewidmet. Sie trat in die Gemeinschaft des Elisabeth-Krankenhauses in Berlin und wird von diesem aus verschickt und beschäftigt.

Dieses Mädchen thut aber auch alles und zwar gerne, sie hat dann alles so, wie sie es braucht, und hat nicht den Ärger, den solche untergeordneten Gehilfinnen mit sich bringen.

Sie ist zu Hause, trägt ihre Kleidung nur im Dienst und ist voller Frohsinn, auch gar nicht abhold weltlichen Vergnügungen. Sie machte diesen Winter in unserer Familie mehrere Tanzgesellschaften mit heiterem Sinne mit.

Unsere Schwestern, Krankenpflegerinnen und Schulschwestern aus dem Paul Gerhardt-Stift sind alle vorzüglich und auch in ihrem Berufe heiter und vergnügt.

Gestern war ich im Potsdamer Krankenhause und habe mir alles genau angesehen. Dort sind Schwestern von Bethanien. Diese sollen am frömmsten sein. Alle haben auf mich einen ungemein angenehmen Eindruck gemacht, und der Arzt (kein Frommer) war des Lobes voll. Dort ist auch in der Apotheke eine Schwester, die das betreffende Examen gemacht hat und das Lateinische ganz beherrscht, angestellt. In der Küche war als Küchenmeisterin auch eine Schwester, die einen recht behäbigen Eindruck machte. Sie haben einen schönen Hofraum und verschiedene freundliche Zimmer zu ihrer Verfügung. Alle sahen zufrieden und heiter aus . . ."

Nichts wirkt unmittelbarer als Stimmen aus den beteiligten Kreisen selbst. Es mag daher dieser Abschnitt mit noch einigen weiteren Stellen aus dem Briefe einer süddeutschen Oberin schließen.

„. . . . Soll eine Reform in der Krankenpflege geschaffen werden," bemerkt dieselbe, „soll es ein Gebiet werden, auf dem in Wirklichkeit der Frauenfrage genützt werden kann, dann muß mit der Stellung der Oberwärterinnen angefangen werden. Diese müssen in jeder Hinsicht gesichert und auch pekuniär so gestellt sein, daß durch die Arbeit Erworbenes Freude machen und für das Alter gesorgt werden kann. Wo aber der Geist und Sinn einer im rechten Sinne gebildeten Frau wirkt, da läßt sich auch leichter auf brauchbares Hilfspersonal rechnen. Wollten sich die Leute doch klar machen, wie durch den täglichen Umgang mit Gebildeten das niedere Volk vor Verrohung behütet wird! Möchten doch die Leiter von Krankenhäusern aus ihrer Studierstube in das Volk hinaustreten und auch die Stimme des gebildeten Publikums hören; mancher möchte überrascht sein, welche Kritik die Krankenhäuser oft erleiden müssen.

Mein Ideal wird immer sein an einer Schule für Krankenwärterinnen wirken zu dürfen, wie solche Herr Professor Billroth in seinem wertvollen Werke „Die Krankenpflege im Hause" befürwortet. Wir sind aber, das weiß ich wohl, noch weit von dem entfernt,

was wir anstreben und was not thut. Einstweilen sind wir die Pioniere, und wenn ich durch das teure Lehrgeld, das ich im Lauf der Jahre durch mein Ausharren gegeben habe, andern, welche nach mir kommen, nützen kann, dann soll es mich nicht reuen. . . . ."

c. Zukunftswünsche.

Eine weitere Zukunfts-Idee taucht sowohl in England und Frankreich als bei uns in Deutschland immer wieder auf. Sie besteht darin, daß ebensoviele Mädchen ein bis drei Jahre Pflegerinnen sein sollen, als Jünglinge im Kriegsheer dienen. Dadurch, sagt man, würde erstens dem viel beklagten Pflegerinnenmangel abgeholfen, und zweitens müßte durch diesen weiblichen „Vaterlandsdienst" die Verweigerung der von uns schon so oft vergebens erbetenen Lern- und Arbeitsfreiheit wegfallen. Denn dieselbe wird stets damit motiviert, daß man den Männern ein Vorrecht lassen müsse, weil sie das Vaterland mit Lebensgefahr gegen die Feinde beschützen.

Die Diakonissenarmee verteidigt aber ebenfalls und zwar auch in langen Friedenszeiten das Vaterland mit Lebensgefahr vor den schlimmen Feinden: Krankheit, Verwilderung und Verwahrlosung. Ebenso oft lauert der Tod und das Siechtum auf die Krankenpflegerin wie auf den Soldaten. Der Dienst von beiden ist gleich schwer, beide dienen mit Lebensgefahr dem Vaterlande. — Also werde auch gleiche Wertschätzung — den Schwestern wie den Brüdern.

Vielfach tritt in den Krankenhäusern der Wunsch nach gebildeten*) Schwestern auf, welche nicht an den engen Lebens-

*) Unter gebildet verstehe der Leser im ganzen Buche nicht nur geschult, sondern die allgemeine Herzens- und Geistesbildung unsrer höheren Stände.

horizont gewöhnt sind, wie die Mädchen vom Lande oder aus den Arbeiterkreisen. Deshalb sollte es entweder in einem Verbande Schwestern I. und II. Klasse geben wie beim Militär Einjährige und Dreijährige, damit jeder die für ihre Kräfte und Neigung geeignetste Arbeit zugeteilt werden kann, oder es müßte wie in England noch mehr Verbände vom Roten Kreuz geben, in welchen nur gebildete Schwestern pflegen, denen bezahlte Mägde zur Besorgung der gewöhnlichen Hausarbeit beigegeben sind.

Geburtshilfliche Dienste der Diakonissinnen.

Unter den mannigfachen Vorschlägen, welche man bei Neugründung berücksichtigt wünscht, darf man denjenigen der drei medizinischen Schriftsteller, Dr. Martin, Dr. Brennecke, Dr. Maisch, nicht vergessen. Dieselben wollen den Diakonissenaufgaben gerne die Geburtshilfe hinzugefügt wissen.

Dr. Maisch schreibt hierüber, daß der ethische und intellektuelle Bildungsgrad unserer Hebammen in grellem Widerspruche mit der hohen Wichtigkeit und der Verantwortungsschwere des Berufes stehe. Es müsse ein Stand ins Leben gerufen werden, dessen Bildungsstufe, Lebensanschauung und gesellschaftliche Stellung von vornherein dafür Bürgschaft leiste, daß er in ethischer und technischer Beziehung voll seine Aufgaben erfaßt.

Nun weiß jeder Arzt, sagen sie, der den Segen des Diakonissenwesens kennen gelernt hat, daß diese Helferinnen am Krankenbette diesem Ideale am nächsten kommen.

Brennecke macht den Vorschlag, Diakonissen der Geburtshilfe heranzubilden in den diakonissenmäßig gegliederten Genossenschaften; hierdurch stünde den Mitgliedern höherer Gesellschaftskreise der geburtshilfliche Beruf offen. . . .

Es könnten damit zwei eminent wichtige Einrichtungen ins

Leben gerufen und gefördert werden, nämlich Asyle für arme Wöchnerinnen und eine Schule für Frauen und Jungfrauen aus den besseren Ständen mit guter Vorbildung zur Erlernung der Geburtshilfe. . . . .

Solche Schwestern wären für die Hebammen ein steter Sporn, in Bezug auf Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit es ihnen gleich zu thun.

An Stelle des verpönten Namens „Hebammen" könnte etwa die Bezeichnung Asylschwestern oder dergl. treten.

Irrenklinik.

Das Wirken edler gebildeter Diakonissinnen an den Unglücklichsten der Unglücklichen, an den Irren (Geisteskranken), gehört zu der höchsten und schwierigsten Aufgabe. Selten bekommt man davon zu hören. Deshalb lasse ich hier einiges aus dem hochinteressanten Briefe einer gebildeten, staatlich angestellten Oberschwester eines Irrenhauses, folgen.

Ein für diese segensvolle Arbeit begeistertes edles Mädchen kann daraus ersehen, ob sie die Eigenschaften und die Kraft hat, dieses Liebeswerk zu vollbringen, sei es „um Christi willen" oder aus direkter Nächstenliebe für diese bedauerungswürdigen Mitschwestern.

Sollten die Chefs von Krankenhäusern, welche neben ihren wissenschaftlichen Studien und ihrer Privatpraxis, die ihnen zur Erweiterung ihrer Kenntnisse dient, und die häufig so wenig Zeit haben, sich den einzelnen Kranken eingehend zu widmen, nicht eher den Berichten und Beobachtungen einer gebildeten langjährigen Anstaltsoberin Vertrauen schenken dürfen als denjenigen eines direkt von der Universität kommenden, in der Praxis unerfahrenen Jünglings, der vielleicht noch nie Gelegenheit zum Studium einer psychisch kranken Frau gehabt hat?

Es ist fast unglaublich, von welchen Mißgriffen in Irrenkliniken seitens junger stellvertretender Hausärzte sich das Publikum

und die Genesenen, sowie das Kranken- und das Wartepersonal zuweilen erzählen.

Auch da kommen Klagen über cynische, frivole oder herabdrückende Behandlung vor. Ist der Assistenzarzt — wie Gott sei Dank ein großer Teil — tüchtig und zugleich ein Gentleman, so verehrt ihn das ganze Haus vom ersten bis zum letzten Insassen.

Für gebildete Schwestern bei diesen Kranken spricht außerordentlich viel. Die Oberschwester sagte mir: besonders peinlich wirke die Gegenwart der jungen Ärzte, da leider bei diesen Kranken oft mit der Geistesklarheit auch die Schamhaftigkeit schwinde. Da sie später wüßten, wie sie sich benommen und geäußert hätten, so bedrücke sie das weniger vor weiblicher Umgebung als männlicher Beobachtung. Aus diesem Grunde befürworten dort Pflegerinnen, wie Patientinnen mit voller Begeisterung die Mithilfe weiblicher Assistenzärzte, von welchen sie sich einen besonders günstigen Einfluß versprechen.

V.

Aufmunterung.

a. Segen der Arbeit.

Motto:
Und ist das Leben köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Dieses Bibelwort ist gewiß das geeignetste Motto für das folgende Kapitel. Die Müßiggänger, die es nicht verstehen, da, wo die Not sie nicht zwingt, doch eine befriedigende Lebensarbeit zu finden, sind sicher unter die unglücklichsten Menschen zu rechnen. Deshalb ist die strengste nützliche Arbeit noch dem Müßiggange vorzuziehen.

Aber fast so unglücklich wie dieser macht manche unnütze Arbeit, die niemandem zur Freude, niemandem zum Segen dient.

Leider gehört darunter so manche Frauenarbeit der höheren Stände.

Ich mache das unserm Geschlechte gewiß nicht zum Vorwurf; schon deshalb nicht, weil wir noch von so mancher nützlichen Arbeit gesetzlich oder durch sociales Vorurteil ausgeschlossen sind. Nur darum kommen auch so viele treffliche Mädchen und Frauen aus angeborenem Fleiß oft dazu, viel zu viel kaum verwendbare Luxus-Handarbeit zu produzieren.

Mit Maß angewendet, ist ja dieser Zimmerschmuck vollkommen gerechtfertigt. Aber wenn in einem töchterreichen Hause

alles Denkbare und Undenkbare überhäkelt, überstickt, übermalt, gebrannt, gebeizt und modelliert ist, da überkommt einem doch ein großes Schmerzgefühl, daß dieser Thatendrang nicht zu Ersprießlicherem verwendet werden konnte.

Und wenn wir nun gar an den leidenden Teil unsrer Mitmenschen denken, an die Kranken und Elenden, an die Unerzogenen und Verlassenen, an die Gefallenen und Verwahrlosten, kurz an all die Unglücklichen, die der Liebe, der Treue und der Arbeit der Glücklichen bedürfen, und wenn wir die Hilferufe hören all des ungestillten Jammers, sollte man da nicht mit aller Macht die ungenügend verwendeten oder ganz brach liegenden weiblichen Kräfte auf diesen edelsten, wenn auch ernstesten Frauen-Beruf hinleiten.

Trotz all der Erschwerungen, die heute noch ihre Schatten auf dieses Arbeitsfeld der Nächstenliebe werfen, wird doch eine Pflegerin an jedem Abend ihres mühevollen Tagewerkes weit glücklicher und zufriedener darauf zurückblicken als manche der gut und tüchtig angelegten, von ernstem Arbeitsdrang erfüllten Töchter im Hause des Reichtums, welche durch die Fesseln der Gewohnheit und gesellschaftlichen Sitte oft in geschäftigem Müßiggange und mit Zerstreuungen ihre endlos langen Tagesstunden verbringen.

Darum herbei Ihr Mädchen, welchen Nächstenliebe das Herz weit und echte Religiosität opferfähig macht. Helft Euren edlen Schwestern an dem großen Liebeswerke der Krankenpflege!

Aber auch Ihr kommt herbei, Ihr stellenlosen Stützen der Hausfrau, Erzieherinnen, unbeschäftigten Lehrerinnen, Stickerinnen, Malerinnen, und Ihr, die Ihr im engen, einsamen Stübchen am Hungertuche der bezahlten Nadelarbeit nagt. Auch die bleichen Scharen der gänzlich arbeits- und mittellosen, oft der Verzweiflung und dem Verderben überantworteten Mädchen, auch sie sollen kommen. Bald werden die harten Bedingungen schwinden, die den Unbemittelten den Eintritt als Probeschwester verschließen. Kommt herbei, denn hier begehrt man Eure Arbeit!

Je mehr ich mich vertiefte in das Studium dieses hochinteressanten Themas, je mehr durfte ich aus Schriften und Briefen freudig ersehen, welch große Bedeutung für das Volkswohl hier der weiblichen Arbeit beigelegt wird, nicht nur von den Ärzten, sondern auch von den Volksfreunden und der Geistlichkeit.

Ich möchte hier nur eine Stelle anführen aus einer Denkschrift des Oberkirchenrats in Berlin. In derselben wird eine lange und dringende Aufforderung an die gebildeten Mädchen gerichtet, in den Diakonissenstand einzutreten.

„Die weibliche Diakonie ist eine Großmacht geworden im Leben der evangelischen Christenheit, in immer weiteren Kreisen erzwingt sie sich durch ihr anspruchloses Wirken Anerkennung .... Überwunden von der Macht der dienenden Liebe sind ihre vorurteilsvollsten Gegner nicht selten ihre wärmsten Freunde geworden .... Die weibliche Diakonie ist auch ein wesentlicher Faktor für die Lösung der socialen Aufgaben unserer Zeit; kaum ist heute noch eine Gemeinde ganz unberührt vom Klassenhaß geblieben, der das unheimliche Gepräge unserer Tage ist.

Indem nun die Gemeindeschwester dem reichen Mann das Herz warm macht für seiner Brüder Not, hilft sie an ihrem Teile mit, das zerrissene Band zwischen den Besitzenden und Besitzlosen wieder zu knüpfen.“

Es kann deshalb bei dieser Bedeutung, welche unsrer Mitarbeit hier für das Volkswohl beigelegt wird, uns Frauen nicht wichtig genug sein, dieselbe allmählich so gestaltet zu sehen, daß wir für unsere Töchter und Schwestern, welche die Fähigkeit und Neigung zu diesem hohen herrlichen Berufe haben, bald darin eine befriedigende Lebensarbeit suchen können.

Da es eine anerkannte Erfahrung ist, daß derjenige Mensch am meisten leisten kann, der an die, seiner Individualität am besten entsprechende Arbeit gestellt wird, so ist es von einer nicht hoch genug zu schätzenden Bedeutung, daß jetzt schon die Mannigfaltigkeit der Organisationen und die religiösen Schattierungen

der Diakonissinnen- und Pflegerinnen-Verbände eine große ist. . . . .

Besonders anziehend denke ich mir das soeben geschilderte Amt einer Gemeinde-Diakonissin, und ich bringe darüber hier einiges, weil die Aufgaben derselben noch weniger bekannt sind, als die der schon längere Zeit geübten Privat- und Spitalpflege.

---

b. Gemeindeschwestern.

Herr Pfarrer Arndt*) schildert diese ebenso wie der Oberkirchenrat als äußerst einflußreich auf die heutigen schwierigen socialen Verhältnisse. Er sagt u. a.: . . . „Der Pastor und seine berufenen Gehilfen genügen lange nicht, um den socialen Notständen auf dem Lande zu steuern. Es muß eine Persönlichkeit gewonnen werden, die, im engsten Anschluß an das kirchliche Amt, die innere Mission zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat.

Wer aber soll diese Persönlichkeit sein? Die Antwort lautet — eine Diakonissin, und zwar eine solche, die eine gründliche Schule durchgemacht hat, da ihre Thätigkeit auf dem Lande eine noch weit vielseitigere ist, als in der Stadt, und zwar ist die tüchtigste Diakonissin auf dem Lande die beste“.

Mich dünkt, daß diese Thätigkeit sicher für begabte, tüchtige, gesunde Pfarrerstöchter am geeignetsten wäre; sie kennen das Landvolk, sie haben von Jugend auf Fühlung mit den Dorfbewohnern gehabt und haben sich nicht erst in den Geist der Pfarrhäuser einzuleben, mit welchen sie nun zu gemeinsamer Arbeit verbunden werden.

---

*) In seinem trefflichen Buch: Die socialen Zustände auf dem flachen Lande und die innere Mission u. ff. Weiß, Göttingen, aus den Christlich-socialen Blättern.

Auch Prof. Weiß (Göttingen), wie noch mancher andere Schriftsteller, erklären diese Wirksamkeit für eine so hoch bedeutungsvolle, daß man fast bedauern möchte, nicht mehr jung genug für einen solchen Beruf zu sein, in welchem man, wie auch im speciellen Krankenpflegedienst überhaupt, so viel Gutes wirken kann gegen den Klassenhaß, die Verbitterung und Verwilderung einzelner aus den weniger gut situierten Ständen, und namentlich auch gegen das so viel Familienglück vernichtende Laster des Trunkes und der Unmoral, welche so viele Unglückselige auf das Krankenlager werfen.

Die oben citierten hochgeschätzten Verfasser schildern uns eingehend die Aufgaben der Gemeindediakonissinnen, und welch großen und wohlthätigen Einfluß sie auf das geistige und gesundheitliche Leben eines ganzen Dorfes oder Stadtteiles gewinnen können.

„Kurz, überall dahin", sagt Pastor Arndt, „wo Armut, Krankheit und Sünde ihre dunklen Schatten geworfen haben, um dort Licht, Trost, Erquickung und Liebe zu bringen — das ist Diakonissinnenarbeit auf dem Lande . . . . ihr Wirkungskreis wird sich von Jahr zu Jahr erweitern, es werden ihr aber auch sicher von Jahr zu Jahr mehr Helferinnen aus dem Dorfe selbst erstehen. Alles Elend wird natürlich auch die treueste und begabteste Gemeindeschwester nicht lindern können. Wenn aber auch nur dann und wann eine Wunde verbunden und eine Menschenseele sich selbst, der Welt und Gott wiedergeschenkt wird, dann ist ihr Dienst köstlich gewesen vor Gott und den Menschen."

Ich lasse nunmehr hier einiges aus einem Brief über eine treffliche, glückliche und begeisterte Gemeindeschwester folgen. . . . .

„In Schwester Fanny lernte ich eine Gemeindediakonissin kennen. Wie wunderte ich mich, von ihr, dem gebildeten Mädchen, das Lob dieses Zweiges der Krankenpflege, der mir für gebildete Mädchen der schwerste schien, singen zu hören. Ja, sie versicherte mich, sie fühle sich weit glücklicher draußen auf

der Station, als im Mutterhause, und das, was einem aus der Entfernung so sehr schwer erscheine, die niedrige Arbeit des Reinmachens und des Säuberns, Waschens, Flickens und Kochens in oft geradezu verkommenen Haushaltungen, biete oft die größte Befriedigung. Es bleibe nur das Wohlgefühl über das, was man fertig gebracht habe und was man den Armen und Unglücklichen an Trost und Hilfe sein durfte. Wenn sie zurückdenke, wie unglücklich sie in ihrem wohlhabenden Elternhaus oft über die vielen nutzlosen Luxusarbeiten gewesen sei, mit welchen sie und ihre Schwestern das ganze Haus aus Zeitüberfluß überfüllt hätten, so fühle sie sich jetzt so glücklich, wenn sie einen durch Krankheit oder Tod der Hausmutter heruntergekommenen Haushalt wieder emporgebracht, und durch die bei den wohlhabenden Dorfbewohnern erbetenen Geschenke, die ihr, seit sie bekannt sei, meist gerne gegeben würden, wieder eine bescheidene Behaglichkeit in das Familienleben gebracht habe.

Dabei sei das Bewußtsein ein wohlthuendes, eine so nette kleine Heimat, wie sie das Mutterhaus der Gemeindeschwester draußen eingerichtet hat, zu haben, in der man sich immer wieder ausruhen und erholen könne. Auch dürfte man allmählich viel dankbares Entgegenkommen erfahren von seiten der Gemeinden und genieße eine erquickende Ansprache in den Pfarrhäusern. . . .

Kurz, meiner seitherigen Meinung", schließt die Schreiberin, „die Gemeinde-Diakonie mit ihren bestehenden Einrichtungen sei der dunkle Punkt im Leben einer gebildeten Diakonissin, wurde von der heitern, zufriedenen, gebildeten Kreisen angehörenden ‚Schwester Fanny' energisch widersprochen." —

Ich verweilte mit Absicht länger bei dieser neueren Schöpfung der Diakonie, weil sie gewiß für energische, selbständige Naturen eine große Anziehung bietet.

Möchte doch die Schwester Fanny recht viele Genossinnen aus gebildeten Ständen finden!

Interessant ist es, daß diese neuerdings wieder ins Leben

gerufene, für die dörflichen socialen und religiösen Verhältnisse so ersprießliche Einrichtung der Gemeindediakonissen schon einmal in Deutschland bestanden hat.

Und zwar ist es Comenius, der bahnbrechende Pädagoge und Menschenfreund, welcher schon vor 400 Jahren die Überzeugung aussprach, daß die Frauen sehr geeignet seien, sowohl für die Wissenschaft der Heilkunde, als zu wohlthätigen gemeinnützigen Zwecken*).

Es ist für die ganze Frauenfrage von Bedeutung, daß sich damals schon gezeigt hat, daß der Grundsatz offiziell weiblicher Bethätigung in der Gemeinde thatsächlich anerkannt war. Denn er beruhte auf dem Prinzip von der Gleichberechtigung der Brüder und Schwestern, die, obwohl zu verschiedenen Berufen bestimmt, doch gemäß der Lehre Christi von Gott und der Gemeinde gleiche Rechte und gleiche Pflichten besitzen.

Warum wird es aber in der Jetztzeit so schwer, diese Prinzipien wieder mehr in die Praxis umzusetzen, so daß die Schwestern nicht bloß die willenlosen Untergebenen der Brüder sein müssen, wie es z. B. besonders in manchen älteren Diakonissenverbänden der Fall ist. Dort kann jede selbständige Regung und Handlung nicht nur der Anstaltsschwester, sondern auch der Gemeindediakonissin der peinlichsten und pedantischsten Kontrole des ihnen vorgesetzten Geistlichen oder der Oberin unterworfen werden, wenn dieselben eine Neigung dazu haben.

Sollte man denn nicht, wenn man eine Schwester als intelligent, umsichtig und zuverlässig erprobt hat, ihr immer mehr Spielraum für ihre Thätigkeit lassen?

Schon vom Standpunkt einer praktischen Arbeitsteilung wäre es günstiger, denn sonst hat der Pastor nicht viel Hilfe bei der inneren Mission und Armenpflege, wenn viele die Be-

---

*) Mitteilungen der Comeniusgesellschaft von Archivrat Keller. Münster, Westfalen.

Pfarrer Fröhlich faßt die Diakonie in dem gleich hohen Sinn auf und knüpft durchaus an den Fliedner'schen Gedanken an.

vormundung der Gemeindeschwester ähnlich auffassen würden, wie der gestrenge Pastor, der in dem nachfolgenden Briefe aus Mitteldeutschland geschildert wird. Er ist ein Beispiel, wie diese Schwestern nicht behandelt werden sollten, wenn man begabte, umsichtige und arbeitsfreudige Mädchen zu diesem sonst so schönen Berufe ermuntern soll.

Hochgeehrte Frau Professor!

„. . . Mit Interesse habe ich in Nr. 4 der ‚Neuen Bahnen‘ Ihren Aufsatz über die Ursache des Mangels an Diakonissinnen gelesen und erlaube mir, deshalb an Sie zu schreiben. Ich habe vielfach, wenn die Rede auf Armenpflege zu sprechen kam, meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß ich nie einem jungen Mädchen raten würde, Diakonissin zu werden, wohl aber weltliche Krankenpflegerin. Und da wir seit vorigen Ostern in hiesiger Stadt eine Diakonissin für die Gemeindepflege haben, bin ich in dieser Ansicht nur bestärkt worden. Das ganze Diakonissenwesen hat zu viel Ähnlichkeit mit dem katholischen Ordenswesen; die Schwestern werden absolut als willenlose Puppen in den Händen ihrer Vorgesetzten behandelt, ihre Stellung ist eine unwürdige. Die Anschauungen unserer modernen Zeit widersprechen jedenfalls dem Bestreben der Geistlichen, die Diakonissinnen zu unmündigen Märtyrerinnen zu stempeln. Alles, was sie von der Notwendigkeit sagen, ihre Thätigkeit gebührend zu belohnen, unterschreibe ich voll und ganz und füge noch hinzu, sie müssen auch inbetreff der Verwendung ihres Lohnes wie in Hinsicht auf alles, was ihre eigene menschliche Persönlichkeit betrifft, freie Selbstbestimmung haben, sie müssen sich als Mensch unter Menschen fühlen dürfen. Unsere Schwester Pauline ist nicht mehr jung; sie hat bisher in Krankenhäusern Verwendung gefunden. Sie ist ein vorzügliches Mädchen, der man unbedingtes Vertrauen und volle Anerkennung zollen kann. Es ist ihr eine freie Wohnung, bestehend in Stube, Kammer und Küche und

freie Heizung gewährt; für ihre Kleidung sorgt das Mutterhaus und zu ihrem Lebensunterhalt werden ihr 30 Mark monatlich bewilligt, eine sehr bescheidene Summe bei den jetzigen Lebensmittelpreisen. Ihr direkter Vorgesetzter ist der hiesige erste Geistliche. Bei diesem muß sie sich jeden Morgen um 8 Uhr vorstellen, ihm über jeden Pfennig, den sie Tags zuvor ausgegeben hat, Rechnung ablegen und sich verpflichten, Überschüsse, die sie erzielt, am Ende des Monats abzuliefern. Einmal hatte ein befreundeter Arzt auf der Durchreise ihr einen Besuch gemacht; sie hatte ihm ein Frühstück vorgesetzt und für Bier und kalten Aufschnitt 75 Pfennige aufgeschrieben. Obgleich sie an diesem Tage auf das Mittagbrot verzichtet, war ihr daraus ein großes Verbrechen gemacht und ihr auf das Strengste anbefohlen worden, nie wieder auf eigene Hand gastlich zu sein. Als diese Dinge zum Stadtgespräch wurden, nahm mein Mann die Sache in die Hand, und es ist ihm gelungen, die gröbsten Quälereien abzustellen und ihr wenigstens völlig freie Verfügung über die 30 Mark, auch über Verwendung etwaiger Überschüsse im Dienst der Armen zu sichern. Schwester Pauline selbst hat einen vorzüglichen Humor, der ihr auch das Unwürdige zu tragen ermöglicht. Aber viel ist nicht zu machen. Nach den Statuten hat der Herr Pastor immer recht. Sie darf nie eine Einladung annehmen. Sie darf keinen öffentlichen Vortrag mit anhören; sie darf nicht an den Versammlungen des Frauenvereins teilnehmen. Kurz, sie darf sich nur als Diakonissin, nicht als Mensch fühlen. Daß sie persönlich keine Geschenke annehmen darf, mag hingehen; aber daß sie alles abliefern muß, nichts nach eigenem Ermessen verwenden darf, was ihr für Arme geschenkt wird, das empfindet sie selber hart, denn sie sieht die Bedürftigkeit oft mit anderen Augen an, als der Herr Pastor. Ebenso hart empfindet sie es, wenn er verlangt, sie soll bei reichen Leuten betteln zu den Unterstützungen für ihre Armen, statt ihr die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

Nun glaube ich gern, daß diese Übelstände nicht überall so schroff sind, daß weniger herrschsüchtige Persönlichkeiten solch einem armen Mädchen das Leben nicht so erschweren. Aber es ist schon ein Unglück, daß solche mittelalterlichen Statuten noch bestehen und dem Geistlichen das Recht zu einer so kleinlichen, ja unwürdigen Bevormundung geben. Hier sitzt vor allen Dingen der wunde Punkt, hier müssen Änderungen angebahnt werden. Sittliche Persönlichkeiten, die von heiligem Eifer für ihren Beruf erfüllt sind, bedürfen dieser ewigen Nörgeleien, dieser unzähligen Vorschriften, deren Erfüllung niemandem nützt, nicht. Die Übelstände auf diesem Gebiete müssen mit Entschiedenheit bekämpft werden, um freieren Anschauungen Bahn zu brechen.

Schwestern wie die unsrige sind ein großer Segen für die Armenpflege, und man kann an dieser Persönlichkeit recht deutlich sehen, was eine tüchtige Frau zu leisten vermag, physisch wie moralisch."

Es grüßt bestens Ihre

— — —

Solchen pedantischen Vorgesetzten der Schwestern, wie der in diesem Briefe geschilderte Pastor ist, möchte man die Mahnung aus dem Buche von Pastor Schäfer zurufen: Liebesthätigkeit gedeiht nur bei einem gewissen Grade von Freiheit, nichts tötet sie sicherer, als wenn der bleierne Grabstein der Bureaukratie sich über sie legt. Möge sie nicht zum Verderben der Diakonie werden!

c. Notwendige Eigenschaften für die Pflegerinnen.

Nur gesunde Mädchen sollten den Schwesternberuf erwählen. Zartheit schadet nichts, denn wenn sie Energie und eine einsichtsvolle Mutter haben, können sie durch Zimmergymnastik, körperliche Arbeit, große Spaziergänge, Schwimmen u. s. w. kräftiger werden und sich physisch von Jugend an abhärten.

Zur psychischen Abhärtung würde gehören, daß die Mutter sie an die Krankenbetten der Armen schickt.

Natürlich müßte sie bei ihren Töchtern von deren frühester Kindheit an beobachten, welche sich zu diesem Berufe am besten eignen würde. Die angeborene Herzenswärme und Menschenliebe müßte durch die richtige ethische und religiöse Erziehung neben der intellektuellen Schulung zu einer großen Herzensbildung entwickelt werden.

Die Mutter darf neben dem berechtigten Bestreben, den Töchtern eine glückliche Kindheit und frohe Jugendjahre zu bereiten, ihnen den Ernst des Lebens nicht verbergen. Sie muß den Trieb zur Aufopferung, zu treuer Pflichterfüllung und Menschenliebe wecken und pflegen. Dadurch wirkt auch sie mit an der Lösung der socialen Frage.

Für diejenigen jungen Leserinnen, welche Neigung für diesen Beruf in sich fühlen, möchte ich noch einige Belehrungen folgen lassen aus dem trefflichen Buche über die „Krankenpflege im Haus und im Hospitale“ von dem berühmten Prof. Billroth.

Er rät namentlich, sich vor allem ernstlich zu prüfen, ob man allen Konsequenzen dieses wichtigen Schrittes gewachsen sei, damit man keine Enttäuschungen durchzumachen habe. Er sagt an einer andern Stelle: „ich sprach schon früher von einem besonderen Talente zur Krankenpflege, und ich möchte nochmals betonen, daß etwas davon vorhanden sein muß, wenn erfreuliche Erfolge erzielt werden sollen.

In erster Linie müssen sich Neigung zu diesem Berufe, Herzensgüte, Verstand und ein freundliches Wesen verbinden mit jenem Talente, dessen Eigentümlichkeit in einer meist unbewußten Beobachtungsgabe für Vorgänge in und an Menschen besteht.

Wahrheitsliebe, Ordnungssinn, zuverlässige Treue im Beruf, Folgsamkeit gegenüber den ärztlichen Anordnungen, Fügsamkeit

auch in die einzelnen recht oft unerquicklichen Verhältnisse sind unerläßliche Eigenschaften einer Pflegerin, die Eigenschaften, die durch Selbsterziehung erworben werden können und müssen, wo sie nicht angeboren sind. . . . .

Brauche ich da noch hinzuzufügen, daß die Berufspflegerin auf ihren Anstand und ihre Sittlichkeit ganz besonders zu halten hat? . . . .

Auch das Verhalten der Pflegerin den Kranken gegenüber ist eine sehr wichtige Aufgabe, zu der außerordentlich viel Takt, viel Beobachtung und Menschenkenntnis notwendig ist. Bei ungebildeten Wärterinnen kommt es deshalb eher vor, daß sie es nicht verstehen, auf die Individualität des Kranken Rücksicht zu nehmen, die gerade beim Essen, Arznei nehmen, Schlafen u. s. w. notwendig ist; sie thun alles zu mechanisch nach bestimmten Regeln, während die Pflegerin, besonders bei Schwachen und Schwerkranken, auf die persönliche Eigenheit eingehen muß und sich nicht unter allen Umständen an die strikte Ordnung halten kann. Oft hängt das Leben von der Erfindung, der Ausdauer und Beobachtungsgabe der Pflegerin ab.

So verschieden die Charaktere der Menschen sind, so denken doch die meisten Kranken vor allem nur an sich und ihre Krankheit. . . . .

Auch Verschwiegenheit ist eine unerläßliche Tugend, denn die Kranken sind in Phantasien oder Schwäche, oder aus Bedürfnis, sich auszusprechen, oft sehr offenherzig über ihre Familienverhältnisse."

Das sind nur einige von Prof. Billroths Andeutungen über die unerläßlichsten Pflichten. Das meiste lasse sich, wie die Ärzte und Diakonissenlehrerinnen einstimmig sagen, vornehmlich erst am Krankenbett lernen.

Sei einmal eine bestimmte Methode des Verkehrs mit den Kranken und den Pflegerinnen unter sich festgestellt, so entwickele sich ganz von selbst ein Herkommen, das einen ge-

8*

waltigen, unbewußten Zwang wie in Erziehungs-Instituten so auch in den Krankenhäusern ausübt.

Prof. Billroth stimmt uns auch bei, wenn wir im Namen der Frauenehre gegen die Behauptung opponieren, als könnten sich Pflegerinnen nicht sittlich brav erhalten, ohne die Fesseln einer strengen geistlichen Gemeinschaft.

In dieser Erkenntnis liegt aber durchaus keine Unterschätzung des religiösen Einflusses.

Wie wir schon oben erklärt haben, halten wir die Einfügung der Schwestern in einen Verband für viel richtiger, als Privatpflegerin zu sein.

Ebenso hoch und ernst wie Prof. Billroth und die verschiedenen anderen ärztlichen Schriftsteller erfassen auch die gebildeten Schwestern diesen Beruf auf. Besonders ergreifend schildert Frl. von Wöllwarth dies in ihrem Buche „Unter den Verwundeten".*) Sie sagt an einer Stelle:

„. . . . Ungemein ernst und verantwortungsvoll stand es vor meiner Seele, in solch schwierige Lage einzutreten, deren Gefahren ich vorher gar nicht gekannt und geahnt hatte.

Wer immer im Leben noch nicht innerlich gereift und befestigt ist, sollte dieses Wagnis (als Pflegerin in den Krieg zu gehen) nicht unternehmen, . . . — Ohne die Erlaubnis, daß die freiwilligen Pflegerinnen auch das Schwesternkleid tragen durften, hätte ein erfolgreiches Wirken unterbleiben müssen.

Wir fühlten wohl, welcher Schutz diese Kleidung uns nach außen gewährte.

Auch der Ruf: „Schwester" war so wohlthuend und sicherte unsere Stellung. Ich sprach öfter vor den Abfahrten mit den freiwillig sich meldenden Mädchen, ob sie sich auch recht genau geprüft hätten, daß kein anderer Beweggrund sie leite, als Gott zu dienen und den leidenden Brüdern, die ihr Leben für das Vaterland zu opfern bereit waren.

---

*) Sie machte den Feldzug von 1870 als Diakonissin mit und veröffentlichte später ihre Erlebnisse.

Wir gelobten uns auch, uns keiner Arbeit zu schämen, und daß uns keine Furcht vor irgend welcher Krankheit oder Schrecknissen befallen dürfte, und daß wir im Vertrauen auf Gottes Schutz uns mit Freudigkeit auf jeden Posten stellen lassen wollten. Unserm Gott wollten wir uns anheimstellen."

In welch hingebender, vorzüglichen Weise diese edlen Pflegerinnen ihre frommen Versprechen gehalten haben, das ist einstimmig allen Beschreibungen über den Krieg zu entnehmen.

Ein Augenzeuge schreibt z. B. darüber: „Auf dem Ehrenplatze, ebenbürtig den Helden von 1870, stehen die Frauen und Jungfrauen, die mit der Friedenspalme in den Krieg gezogen sind und an den Verwundeten und Sterbenden Engelsdienste gethan haben." Ein anderer, englischer Augenzeuge, Schriftsteller de Cain, sagt von den deutschen und französischen Pflegerinnen: „Sie sind die geheimnisvollen Schutzgeister, welche heilsamen Balsam in das zerrissene Herz des Kriegers einflößten . . . . ."

Um den Lusttragenden noch weiter zu zeigen, wie gewürdigt und verehrt gute Pflegerinnen überall sind, und welchen sittlichen Einfluß sie in allen Ländern auf die rohesten Gemüter ausüben können, lasse ich einige Bemerkungen hier folgen aus dem lesenswerten Buch des Finanzrat Geiers aus Stuttgart: „Tagebuch eines Verwundeten und (Gefangenen) im Krieg 1870."

„. . . . . Ich freue mich in diesen Blättern einen schuldigen Dankeszoll der Schwester Rosine in Paris darzubringen, welcher in so hohem Maße die Gabe verliehen war, lindernd und heilend auf ihre Pfleglinge einzuwirken.

. . . . . Die Schwester, Madame Rosine, war meine unvergeßliche, mütterlich für mein Wohlergehen besorgte Gönnerin und Pflegerin.*)

*) Während seiner Gefangenschaft in Paris. Seit damals gratulieren sie sich jedes neue Jahr. Er machte seine Hochzeitsreise nach Paris, nur damit seine Frau der edlen Pflegerin danken könnte.

Ganz ähnlich schöne Züge gegenseitiger Anhänglichkeit werden auch viele aus den deutschen Lazarethen erzählt.

Mit tiefer ungekünstelter Frömmigkeit verband sie einen klaren, von einseitigen Vorurteilen freien Verstand und ein tapferes, von opferfähiger Liebe, Teilnahme und Wohlwollen erfülltes Herz.

Sie ließ mich keinen Augenblick entgelten, daß ich Protestant und der einzige Feind unter allen Kranken war.

Vermöge ihrer trefflichen Eigenschaften erfreute sich aber auch Schwester Rosine einer ungeteilten Hochachtung und Verehrung unter den verwundeten Offizieren und Mannschaften.

Namentlich die Soldaten und ihre Kameraden, die oft in großer Zahl zu Besuch kamen, hatten einen ganz gewaltigen Respekt vor ihr. So roh und derb oft ihr Benehmen und ihre Späße waren, so zahm und anständig wurden sie mit einem Schlage, wenn Schwester Rosine in den Saal trat und von allen mit scheuer Ehrfurcht gegrüßt wurde."

In einem der vielen Anstaltsblätter, die ich gelesen, fand ich auch einen sehr beherzigenswerten Aufruf einer Pfarrersfrau an Pfarrerstöchter.

Die Frau lag längere Zeit krank in einem Diakonissenhause und lernte dort den Segen der Pflegerinnen kennen. Sie wunderte sich, zu hören, daß im allgemeinen so wenig Pfarrerstöchter unter den Diakonissinnen seien, sie hatte sich gedacht, daß, wenn dieselben sich einen Beruf suchen müßten, sie sich mit Vorliebe diesem „köstlichen Amte" zuwenden würden.

Sie legt ihnen das nun dringend ans Herz und sagt: „Ihr lieben Pfarrerstöchter, laßt Euch doch die Herzen erwärmen und helft! Helft in der Arbeit des Reiches Gottes und hört den Notschrei um Helferinnen aus den Mutterhäusern! — —

Und wie manches arme, verwaiste Mädchen, das von einem Ort zum andern geworfen wird, würde viel glücklicher sein, wenn es sich entschlösse, das Vorurteil zu durchbrechen, Diakonissin zu werden.

Gesichert und beschirmt leben die Schwestern in fester Ord-

nung, nicht sich selbst, sondern dem Nächsten, und nirgends habe ich das Wort: „Bete und arbeite“ so herzlich erfüllt gesehen, als im Kreise der Schwestern . . . .“

In seiner Geschichte der Diakonie sagt Pastor Schäfer: „Ohne Frauenhilfe können wir heute nichts mehr erreichen.“ — Wie erfreuend und ermutigend wirkt solche Anerkennung unserer Fähigkeit, zumal bei einer so wichtigen Kulturmission.

So viel Trost und Liebe spenden zu können in seinem Lebenslauf, dafür kann man auch manches Unerträglichscheinende ertragen.

Je mehr gebildete Mädchen sich aber diesem Berufe widmen, je eher werden sie eine Macht, besonders wenn sie, wie die Lehrerinnen, Künstlerinnen, Verkäuferinnen, Telegraphistinnen, Ärztinnen u. s. w. zu Vereinen sich zusammenschließen zu gegenseitigem Schutz und Hilfe für die Zeit des Alters.

Die Wünsche, Bitten, event. Klagen großer Vereine finden weit eher Gehör als die der einzelnen Personen. Unser Geschlecht beherzigt immer noch zu wenig den Wahlspruch unsrer Vereins-Vorsitzenden und Altmeisterin Frau Dr. Luise Otto-Peters: „Eine für Alle, Alle für Eine“.

Es müßte dann bald das mittelalterliche Gefesselt- und Bedrücktsein verschwinden und die deutschen Krankenschwestern ebenso gut und selbständig gestellt werden, wie die englischen und amerikanischen Pflegeschwestern. Bei letzteren kommen ebensoselten Ausschreitungen vor, wie bei unsern vielfach zu größter Demut und Unterordnung gezwungenen und klösterlich überwachten Schwestern.

Diese künftigen Pflegerinnenvereine hätten den Vorzug vor den oben genannten Lehrerinnen-, Künstlerinnen- u. s. w. Vereinen, daß sie keine Anfeindungen von seiten der männlichen Genossenschaften zu fürchten hätten, während jene, seit die Erwerbsnot sie auf den öffentlichen Arbeitsmarkt zwang, immer

noch den heftigsten Protest seitens der männlichen Berufsgenossen zu ertragen haben, als erwachse letzteren aus dieser weiblichen Konkurrenz das größte Unrecht.

Krankenpfleger werden, ist aber für keinen Mann verlockend; man gewinnt bekanntlich kaum so viele, als man für die speciell männlichen Hilfeleistungen für männliche Kranke unumgänglich nötig hat. Es ist deshalb von dieser Seite auch noch nicht wie bei Gelegenheit der Ärztinnenfrage an die Behörden das Verlangen gestellt worden, aus Rücksicht für die Frauengesundheit einen solchen gefährlichen Beruf den Frauen nicht zu gestatten.

Und doch würden sicher viel mehr Frauenleben und Frauengesundheit erhalten bleiben, wenn alle Ärzte diese Fürsorge für die „künftigen" Kolleginnen vorerst den überbürdeten Krankenpflegerinnen angedeihen lassen möchten. Das dürfte ein Hauptmotiv werden, dem von ihnen selbst am meisten empfundenen Mangel dieser unentbehrlichen Gehilfinnen am Krankenbette abzuhelfen.

Möchten wir alten Pioniere der Frauenbewegung es noch erleben, daß bald in jeder Stadt und jedem großen Dorfe in einem freundlichen gemeinsamen Heimwesen, — doch jede in ihren eigenen behaglichen Wohnräumen — die Distriktsärztin, die Volksschullehrerin, die Pflege- und Gemeindeschwester harmonisch zusammenwirken dürfen.

Welche Quelle des Guten für das Wohl und Glück unseres Volkes könnte daraus entspringen! — Daß das Interesse für die Pflegerinnenfrage nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden wird, bis Mittel und Wege zu ihrer Lösung gefunden sind, das ist bei ihrer Bedeutung sicher zu hoffen.

Mögen alle Gönner und Freunde eifrig zusammenwirken zum Wachsen und Gedeihen dieses großartigen und segensvollen weiblichen Arbeitsgebietes!

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Von derselben Verfasserin sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mathilde Weber,

Reisebriefe einer schwäbischen Kleinstädterin. 1877. Leipzig, Simon Herzberg, 2 *M.*

Plaudereien über Paris und die Weltausstellung im Jahre 1878. Leipzig, Simon Herzberg, 75 Pf.

Die Mission der Hausfrau. 1884. Leipzig, Simon Herzberg. 1,50 *M.*

Über die sozialen Pflichten der Familie, gesammelte populäre Aufsätze. Zweite vermehrte Auflage. 1886. Berlin und Gera, Th. Hoffmann. 1 *M* 20 Pf.

Die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen der weniger bemittelten Stände. 2. Auflage. Berlin, George und Fiedler. 1888. 1 *M.*

Lazarethbilder. Zweite Auflage. 1889. Tübingen, Fues. 40 Pf.

Fünf Novellen. 1890. Zürich, Schröder und Meier. 2 *M.*

Ärztinnen für Frauenkrankheiten. 5. Auflage. 1893. Berlin, L. Oehmigke's Verlag, (R. Appelius). 50 Pf.

Leitfaden für junge Dienstmädchen. 2. Auflage. 1893. Stuttgart, W. Kohlhammer. 20 Pf.

Constantinopel. 2. Auflage. 1892. Tübingen, Fues. 1 *M.*

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Weber, Mathilde

Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen? [der Diakonissin- und Pflegerinberuf - ein wichtiger Teil der Frauenfrage]

Berlin 1894